

viel.

Das Campusmagazin der FH Kiel 01/2015



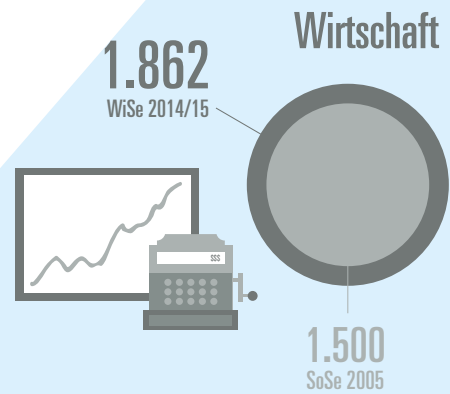
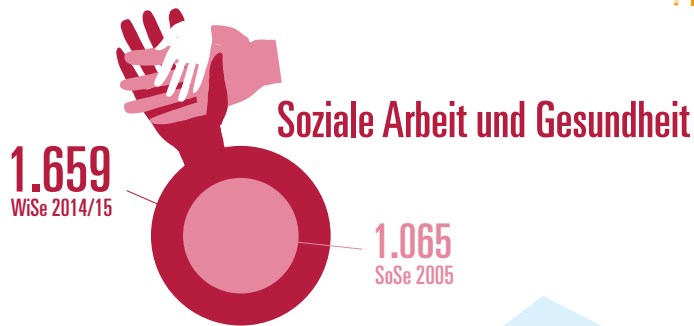
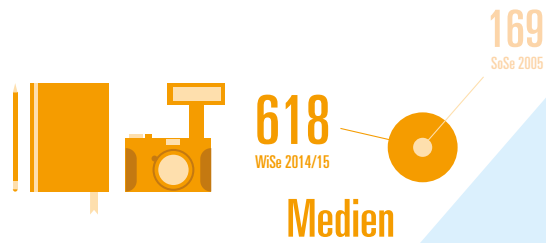
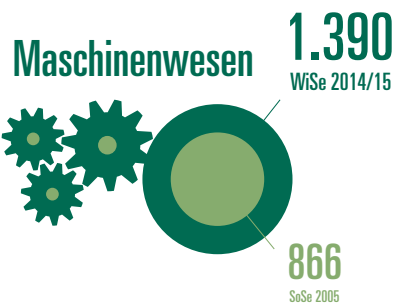
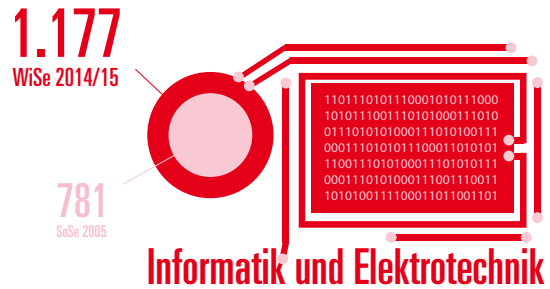
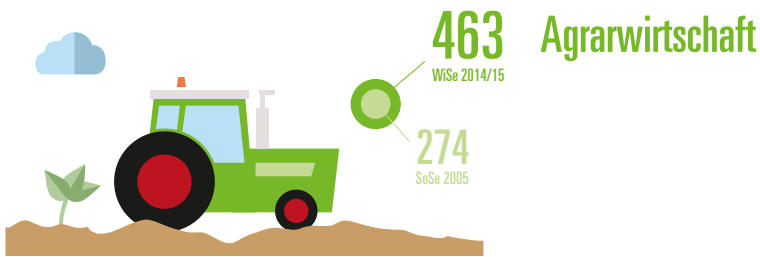
VERNETZT

Gesünder altern mit Kieler HANC-Apps
Smartphone-Anwendungen sollen ältere Menschen in Schwung bringen

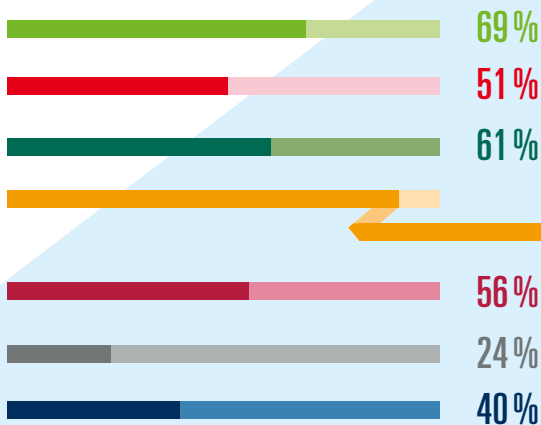
Ein Schatz, den es zu hüten gilt
Aus dem Alltag einer Netzwerkerin

„Gaarden 1-2-3“
Eine Untersuchung zur Wirksamkeit eines interdisziplinären Frühe-Hilfen-Modells für belastete Familien

ENTWICKLUNG DER STUDIERENDENANZAHL DER FH KIEL IN DEN VERGANGENEN ZEHN JAHREN



Wachstum der Fachbereiche von 2005 bis 2015 in Prozent:



7.169
WiSe 2014/15

gesamt

5.133
SoSe 2005

MOIN MOIN,

Vernetzung ist zwar ein modischer Begriff, der in keiner politischen oder strategischen Rede fehlen darf und sich deshalb ein wenig abgenutzt hat, dennoch beschreibt er ein Urbedürfnis der Menschen: Als soziale Wesen stehen sie in Interaktion zueinander. Beziehungslose Menschen haben es im Leben schwer. Der Begriff schillert zudem, weil er nicht nur soziale, sondern auch technische Beziehungen beschreibt. Beidem gehen wir in unserer heutigen Ausgabe nach. So erfahren Sie unter anderem etwas über eine Projektgruppe am Fachbereich Wirtschaft, die Apps für Seniorinnen und Senioren entwickelt hat, und über die positiven und negativen Folgen der enormen Datenmengen, die durch die digitale Vernetzung entstehen. Lernen Sie unsere Kollegin Prof. Dr. Doris Weißels kennen, die sich in vielerlei Hinsicht mit Netzwerken auskennt. Oder informieren Sie sich über die Verbindungen, die unser Fachbereich Agrarwirtschaft auf dem Grünen Kamp in Osterrönfeld unterhält.

Wo kann „Netzwerken“ besser gelernt werden als an einer Hochschule? Wenn junge Menschen durch Zufall zu einem Jahrgang in einem Studiengang an einem Studienort aufeinanderstoßen, ist es womöglich das letzte Mal im Leben, dass ein solches Zusammentreffen ohne Hintergedanken geschieht. Lebenslange Freundschaften entstehen überwiegend in der Schule und im Studium.

Was für den einzelnen Menschen gilt, trifft auch auf Organisationen zu, die ihrerseits zwar nach innen ein Netzwerk darstellen, nach außen aber ebenfalls auf Kooperationen angewiesen sind. Die Fachhochschule Kiel ist auf der einen Seite vielfach vernetzt mit den Beschäftigten in Lehre und Verwaltung, den Studentinnen und Studenten und den Ehemaligen, auf der anderen Seite aber auch mit der regionalen Wirtschaft, anderen



Foto: Frederike Coring

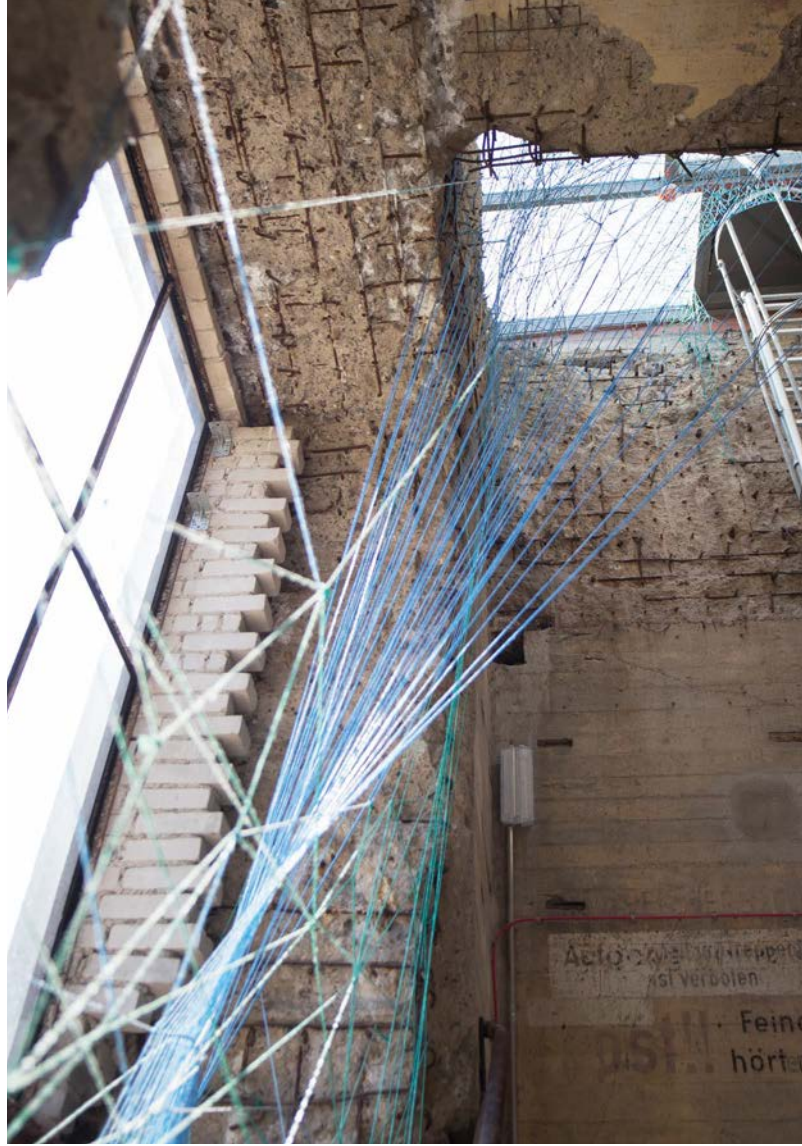
Hochschulen im In- und Ausland und mit Nonprofit-Organisationen. Bei der Kommunikation mit unserer Umwelt spielt seit fünf Jahren die viel. eine entscheidende Rolle. Mit Stolz geben wir in diesem Semester unsere zehnte Ausgabe heraus.

Freuen Sie sich auch wieder über einen neuen Beitrag aus dem Linie-11-Projekt vom Fachbereich Medien, auf Fotostrecken und die „Lieblinge“.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen.

Ihr Udo Beer
Präsident der Fachhochschule Kiel

viel.mehr



6 Schrebergarten mal anders

Fotostrecke: Studentin gewährt Einblick in eine grüne Wohlfühlase

TITELTHEMA – VERNETZT

14 „Gaarden 1-2-3“

Eine Untersuchung zur Wirksamkeit eines interdisziplinären Frühe-Hilfen-Modells für belastete Familien

20 Gesünder altern mit Kieler HANC-Apps

Smartphone-Anwendungen vom Fachbereich Wirtschaft sollen ältere Menschen in Schwung bringen

24 Ein Schatz, den es zu hüten gilt

Aus dem Alltag einer Netzwerkerin

28 Wie in einer großen Familie

Der Grüne Kamp als funktionierendes Netzwerk für die Landwirtschaft in Schleswig-Holstein

32 Big Data

Chancen und Risiken der Massendaten

36 50

Damals und heute: Die Galerie des Bunker-D

40 Forschungsprojekt Applied Health:

Gesundheitsbegleiter für die Hosentasche

Internationales Kooperations-team entwickelt Smartphone-Anwendungen für Erkrankte und Behandelnde

42 Forschungsprojekt Applied Health:

Programmieren gegen die Angst

Wie Studierende ihre Aufregung vor Referaten und Vorträgen in den Griff bekommen können

46 Acht Tage Indien

Fotostrecke: Impressionen einer Exkursion

52 Ein Land ohne Perspektiven?

FH-Präsident Prof. Udo Beer über die Berufsaussichten schleswig-holsteinischer Studierender

54 Eine knappe Kiste – mit überraschendem Erfolg

AUV-Team der FH Kiel überzeugt bei internationalem Wettbewerb mit selbstkonstruiertem Unterwasserroboter



36



62



54



66



46

59 „plietsch“

Ein Magazin von Studierenden für Studierende

60 Immer öfter – Frauen und Technik!

Studentinnen über ihr IT-Studium am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik

62 Auf eine Schachtel mit Peter Hertling

Einer, der viel von der Welt gesehen hat: Porträt aus dem Projekt Linie 11 des Fachbereichs Medien

66 Einmal Urwald und zurück

Unsere Nachbarn: Die Schwentinetalfahrt Kiel

70 Nur studieren? – Nein danke!

Eine Chance für außerhochschulisches Engagement: Die studentische Unternehmensberatung UNICONSULT Kiel

74 Nachgefragt

Studierende und ihre kleinen „Geheimnisse“

76 viel.beschäftigt

Neue Köpfe an der FH

78 viel.erlei / Impressum

35 Lieblingsarbeitsweg

45 Lieblingsballkleid

73 Lieblingsportart



SCHREBERGARTEN MAL ANDERS

Auf Normhöhe gestutzte Hecken, Stiefmütterchen in Reih und Glied, Gartenzwerge so weit das Auge reicht – solche Klischees erfüllt dieser Schrebergarten in Neumünster nicht. Genau deshalb entschied sich Studentin Charline Öztoprak, die 440 Quadratmeter große grüne Wohlfühloase ihrer Schwester Diana für ein Semesterprojekt am Fachbereich Medien abzulichten. Die Aufgabe: eine Fotostrecke samt Text. Gar nicht so einfach für die 27-Jährige, die mit Fotografie sonst so gar nichts am Hut hat und wie sie sagt, rund 1.000 Fotos aufnehmen musste, um mit ihrem Ergebnis zufrieden zu sein.











TITELTHEMA

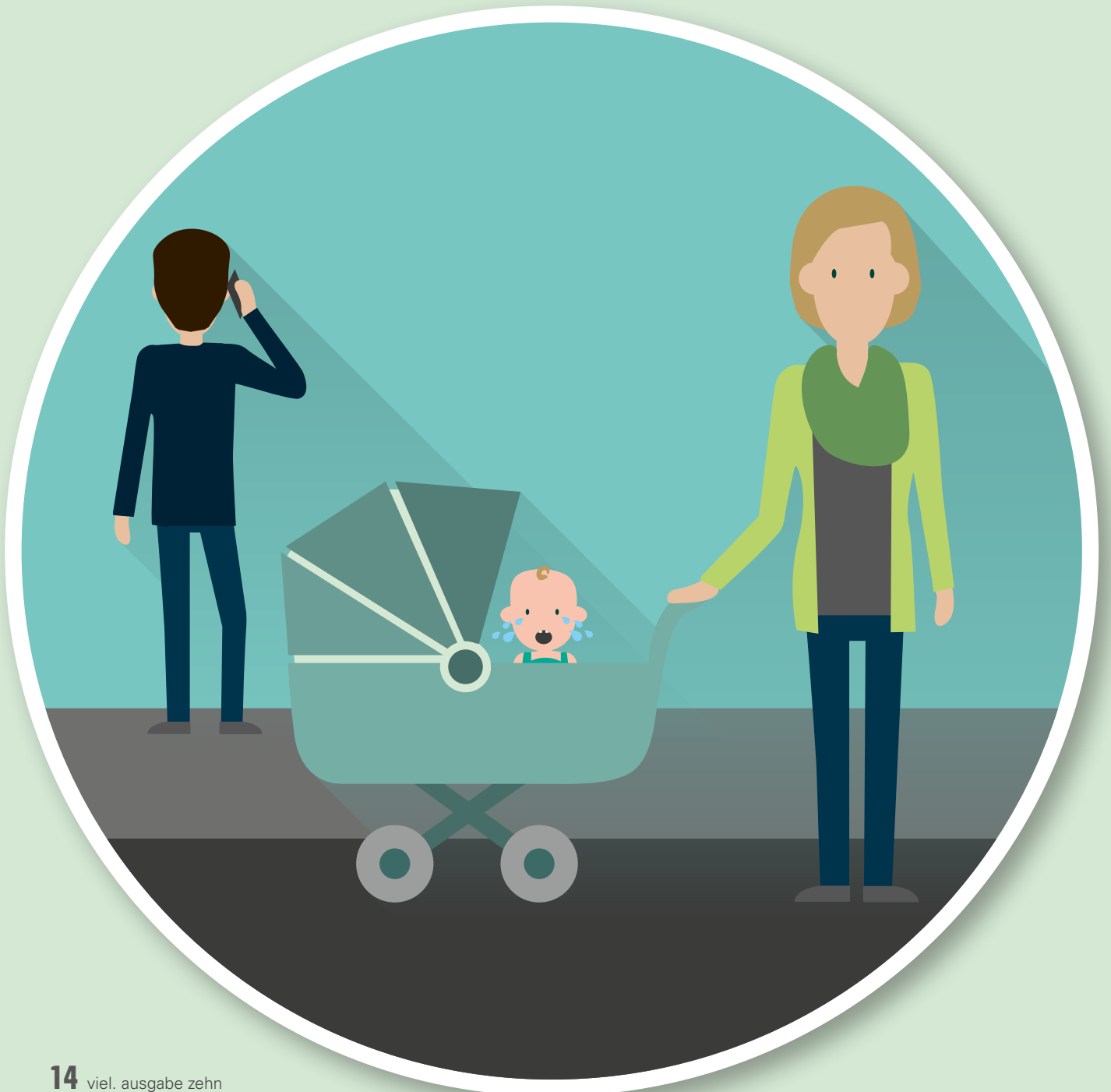
VERNETZT

Viele Menschen tun es und das sogar täglich. Manchmal unbewusst, manchmal wissentlich, einige tun es mehr, andere weniger – sie vernetzen sich. Doch was genau ist damit gemeint? Für die einen bedeutet es private oder berufliche Kontaktpflege über soziale Netzwerke, für andere persönliche Treffen mit Bekannten, der Familie, Kolleginnen und Kollegen oder Zusammenarbeit im Rahmen von Unternehmensprojekten – jeder Mensch hat eine eigene Vorstellung von Vernetzung. Auch an der Fachhochschule Kiel spielt das Thema an zahlreichen Stellen eine Rolle. Die folgenden Seiten zeigen einige Beispiele: Im Kieler Stadtteil Gaarden prüfte ein interdisziplinäres Projektteam unter wissenschaftlicher Begleitung des Fachbereichs Soziale Arbeit und Gesundheit, wie belastete Eltern mit professioneller Unterstützung besser auf ihre Kinder eingehen und Kontakte zu anderen Betroffenen aufbauen können. Eine Professorin für Wirtschaftsinformatik gibt Einblicke in ihren Alltag als „Netzwerkerin“. Der Fachbereich Wirtschaft beteiligt sich an einer internationalen Kooperation, um Seniorinnen und Senioren mithilfe von Smartphone-Anwendungen zu einer gesteigerten Mobilität zu verhelfen. Die Chancen und Risiken von Masendaten, die durch die voranschreitende digitale Vernetzung entstehen, beleuchten Experten vom Fachbereich Informatik und Elektrotechnik. Und der Fachbereich Agrarwirtschaft in Osterrönnfeld profitiert von seinen Verbindungen auf dem Grünen Kamp.



GAARDEN 1-2-3

EINE UNTERSUCHUNG ZUR WIRKSAMKEIT
EINES INTERDISZIPLINÄREN FRÜHE-HILFEN-MODELLS
FÜR BELASTETE FAMILIEN



Kindererziehung liegt Eltern im Blut, heißt es häufig. Doch manchmal ist dies nicht der Fall, wie die Praxis zeigt: Mütter und Väter, die besonderen Belastungen ausgesetzt sind, haben oft Schwierigkeiten, ihre Kinder liebevoll anzunehmen und in ihrer Entwicklung zu unterstützen. Ein interdisziplinäres Team nahm sich dieses Problems im Rahmen des Projektes „Gaarden 1-2-3“ an und unterstützte gezielt betroffene Frauen dabei, eine tragfähige und entwicklungsfördernde Beziehung zum eigenen Kind auf- und auszubauen. Prof. Dr. Ariane Schorn vom Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit begleitete das Projekt und untersuchte, ob es tatsächlich gelang, die Qualität der Mutter-Kind-Interaktion sowie den Gesundheits- und Entwicklungszustand der Kinder zu verbessern.

Wenn das Kind aus dem Kinderwagen „aussteigt und selbstständiger wird, folgt oft eine Zeit, in der Mütter überfordert sind“, weiß Dr. Angelika Hergeröder, Leiterin des Kinder- und Jugendärztlichen Dienstes des Kieler Gesundheitsamtes. Im ersten Lebensjahr ihres Kindes wenden sich viele Paare an die dort angesiedelte Elternberatung, um beispielsweise Ratschläge bei Schlafstörungen des Kindes oder Ernährungsfragen zu erhalten. Sobald das Alter der Kinder ein Jahr überschreitet, nimmt die Inanspruchnahme des Angebots jedoch erfahrungsgemäß ab. So klafft bis zum Kindergarten-eintritt mit drei Jahren oft eine Lücke. „Daher kam mir die Idee, eine Gruppe aus Müttern, die in verschiedener Hinsicht belastet sind, und Kindern in diesem Alter ins Leben zu rufen und diese einige Zeit zu begleiten“, erzählt Dr. Hergeröder. Doch bevor im Januar 2012 das Frühe-Hilfen-Angebot „Gaarden 1-2-3“ starten konnte, mussten die Ärztin und ihr Team einige organisatorische Hürden nehmen. Die Stadt Kiel übernahm die Kosten für Vorbereitungsarbeiten und stellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Verfügung, weiterhin finanzierte das Ministerium für Arbeit, Soziales und Gesundheit des Landes Schleswig-Holstein das Projekt.

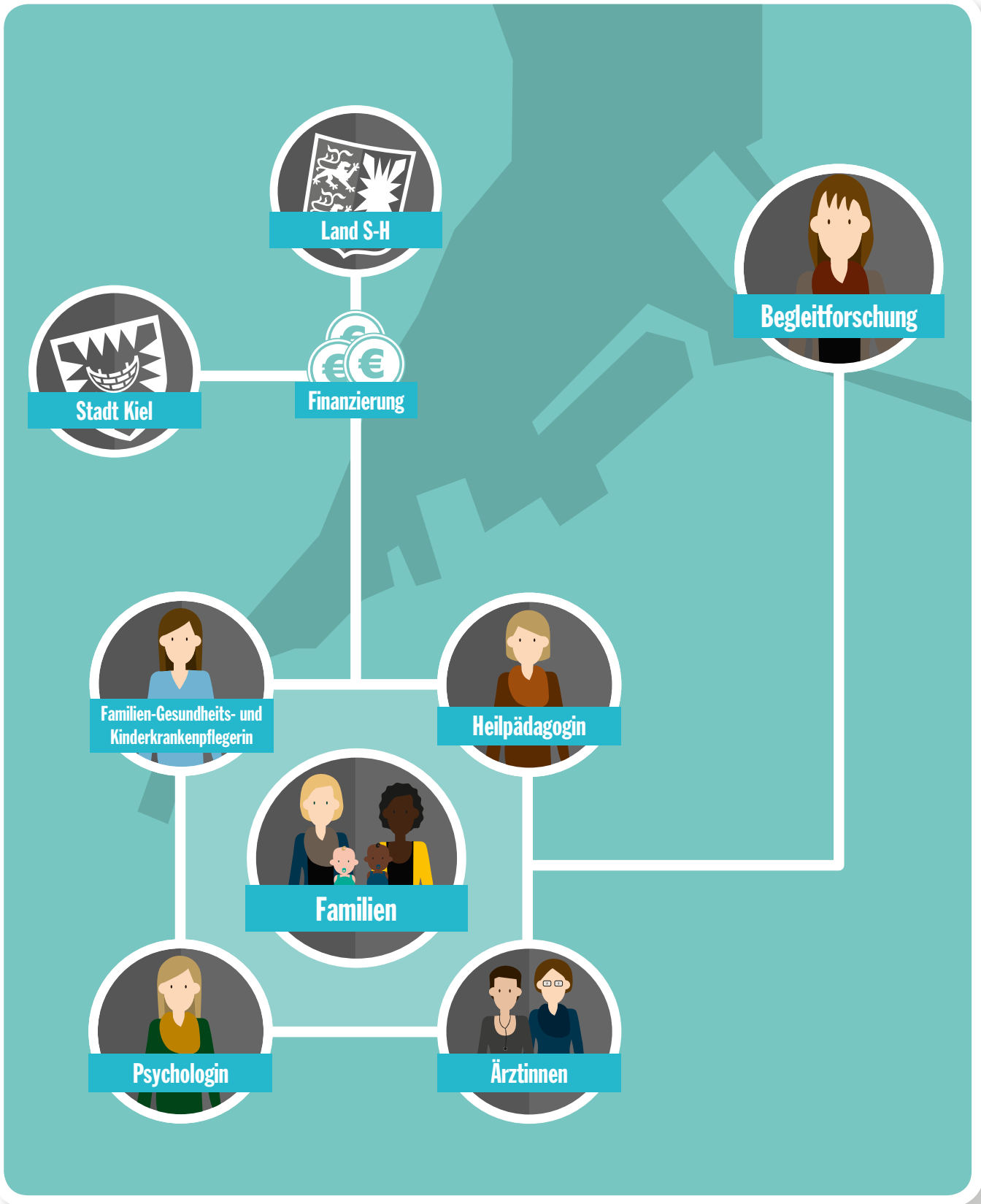
Im Kieler Stadtteil Gaarden, in dem das Projekt angesiedelt war, lebt ein hoher Anteil an Alleinerziehenden und Familien mit Migrationsbiografie. Die Mitarbeiterinnen der Elternberatung vor Ort sowie das Jugendamt machten Frauen, die über Schwierigkeiten im Umgang mit ihren Kin-

dern berichteten, auf das Projekt aufmerksam. So trafen sich schließlich über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren 13 Mütter mit ihren Kindern zweimal in der Woche in der Elternberatungsstelle Gaarden. Um eine Verbindlichkeit zu schaffen, verpflichteten sich die Mütter zu einer regelmäßigen Teilnahme an der Gruppe. Ein Dreierteam aus einem Heilpädagogen bzw. im späteren Verlauf einer Heilpädagogin, einer Psychologin und einer Familien-Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin betreute den Kreis.

Die Treffen verliefen nach einem bestimmten Muster: Nach einem Begrüßungsritual hatten alle Frauen Gelegenheit, etwas zu ihrer Situation zu sagen und ihre Fragen mit dem Fachteam zu besprechen. In der nachfolgenden offenen Spielzeit stand die Stärkung der Mutter-Kind-Beziehung im Mittelpunkt. Zum Angebot gehörten ferner auch heilpädagogische Kurseinheiten. Zusätzlich zur festen zweistündigen Gruppenzeit konnten die Mütter Einzelgespräche mit der Psychologin oder der Familien-Gesundheits- und Kinderkrankenpflegerin führen und – über die Vorsorgeuntersuchungen hinaus – mit der Kinder- und Jugendärztin der Elternberatung Gaarden, Dr. Susanne Hefermann, in Kontakt treten.

Ziel des Projektes war es, sowohl die Mütter als auch die Kinder und die Beziehung zwischen beiden zu stärken. „Die Mütter lernten, feinfühlicher mit ihren Kindern umzugehen“, verdeutlicht Prof. Dr. Ariane Schorn von der FH Kiel, „es ging darum, die Kleinkinder in ›

PROJEKTAUFBAU „GAARDEN 1-2-3“



„Deutlich wurde ebenfalls, dass die Familien zu uns auch eine Bindung und ein großes Vertrauensverhältnis aufbauten.“

ihrer körperlichen, emotionalen, sozialen und kognitiven Entwicklung zu unterstützen und somit auch ihre Bildungschancen zu erhöhen.“ Hierbei sei die bindungsorientierte Stärkung der elterlichen Kompetenz ein zentraler Schlüssel.

Zu Beginn führten Dr. Susanne Hefermann und Lidija Baumann, die Psychologin des Projektes, mit den Frauen ein ausführliches Anamnesegespräch, in dem sie unter anderem die familiäre Situation sowie Belastungen erfassten. Außerdem nahmen sie in einer Eingangsdiagnostik die Gesundheit und den Entwicklungsstand der Kinder in Augenschein. Mit beunruhigendem Ergebnis: Die Mehrzahl wies Entwicklungsdefizite auf. Im Laufe der ersten Gruppentermine wurde versucht, die Mutter-Kind-Interaktion einzuschätzen. „Die Mütter fühlten sich oft überfordert“, erinnert sich Prof. Schorn, die das gesamte Projekt wissenschaftlich begleitet hat. „Sie litten darunter, dass ihre Kinder viel weinten, schlecht schliefen, Probleme beim Essen machten und bei vielen Gelegenheiten mit Schrei- und Wutanfällen reagierten.“ Die Kinder wiederum fanden häufig nicht genug Trost und Schutz.

Die Aufgabe der Fachkräfte bestand zum Beispiel darin, Fragen aufzugreifen und zu klären. „Wie gebe ich ein Zäpfchen? Oder wie ziehe ich mein Kind bei Fieber an?“, nennt Dr. Hergeröder

Beispiele aus dem medizinischen Bereich. Ein wichtiges Anliegen war außerdem, den Müttern und Kindern positive Interaktionserfahrungen zu ermöglichen. Haben beide Freude miteinander, festigt dies die Beziehung und verstärkt den Kreislauf positiver Gegenseitigkeit. „Für mich war etwas ganz Entscheidendes, dass sich die Familien innerhalb dieser Gruppe viel abgesehen haben“, sagte eine Fachkraft. „Deutlich wurde ebenfalls, dass die Familien zu uns auch eine Bindung und ein großes Vertrauensverhältnis aufbauten, daher sehr genau beobachteten, was wir machten und sich fragten: ‚Mensch, das tut meinem Kind gut – wie machen die das eigentlich?‘“ Das Team bemühte sich, den Müttern einen Zugang zum kindlichen Erleben zu eröffnen und so die Perspektive eines Kindes einzunehmen. Dabei kam dem „Triolog“ eine wichtige Bedeutung zu. „Denn es reicht ja nicht nur, den Eltern alles vorzumachen, sondern man muss ihnen gleichzeitig auch noch verbalisieren, was denn gerade passiert, immer auf beide Ebenen springen und versuchen, so eine Brücke zwischen beiden zu bauen: Blickkontakt mit dem Kind, dann aber den Eltern erklären, was gerade passiert.“

Manche Mütter waren aufgrund ihrer biografischen Erfahrungen zu Projektbeginn ausgesprochen ängstlich und unsicher. Daher fiel es ihnen

schwer, ihre Kinder dabei zu unterstützen, etwas auszuprobieren. „Eine Mutter beispielweise traute sich bei einem Ausflug zum Spielplatz nicht, mit ihrem Kind zusammen zu rutschen“, sagt Dr. Hergeröder. „Sie meinte, sie selbst habe das noch nie gemacht und ihr Kind wolle das auch nicht. Durch behutsames Zureden und ohne die Mutter zu beschämen, konnten die Fachkräfte beide ermuntern, die Rutsche auszuprobieren.“ Auch in anderen Situationen hatte diese Mutter Angst, ihr Kind könne sich schmutzig machen oder verletzen. „Im Rahmen der Gruppe lernte sie jedoch, ihre Ängste zu reduzieren. Inzwischen besucht ihr Kind einen Waldkindergarten, und auch bei der Erziehung ihres zweiten Kindes profitiert sie von ihren neuen Erfahrungen“, freut sich die Kinderärztin über die Veränderung.

Gewinnbringend war für die Frauen, die vorher häufig unter Isolation gelitten hatten, auch die Vernetzung untereinander. „Wenn alle anderen auch erzählen, dann weiß ich, nicht nur ich habe dieses Problem“, sagte eine Mutter erleichtert. „Die Mütter haben sich sehr positiv zu dem Angebot geäußert und waren sehr traurig, als es abgeschlossen war“, erzählt Prof. Schorn. „Sie waren sehr dankbar für die Hilfe.“ „Das Angebot ist total toll“, sagte eine Mutter. „Das komplette Angebot, mit Fragen, Spezialisten, die einfach da sind.“ Auch die Kinder hatten sich laut Aussagen ihrer Mütter in der Gruppe wohlfühlt. Einige der Frauen, die bereits Erfahrungen in anderen Gruppen gesammelt hatten, empfanden diese als etwas Besonderes: „Ich habe auch schon vorher ein Elterncafé besucht (...) und da waren meistens Mütter, die nie Probleme hatten und die waren alle wunderbar und heile Welt. Aber hier sind die Frauen offener, reden über ihre Probleme und dass da etwas nicht klappt.“ Auch die kompetente Beratung, das Einfühlungsvermögen der Fachkräfte und die Möglichkeit, eine vertrauensvolle Beziehung zu ihnen aufzubauen, lobten die Frauen in den Befragungen vielfach: „Wir vertrauen den Leuten hier“ hieß es, oder: „Und mit den beiden Frauen kann ich über alles reden.“



Foto: Annette Göbder

Die Schwerpunkte der Lehr- und Forschungstätigkeit von Diplom-Psychologin Prof. Dr. Ariane Schorn liegen neben dem Gebiet Frühe Hilfen unter anderem auch in der Entwicklung in Kindheit und Jugend, der Psychologie der Emotionen und in den Ursachen gewaltförmigen Verhaltens.

Der Erfolg des Projekts zeigt sich auch in der wissenschaftlichen Auswertung: „Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass die Kernziele bei der Mehrzahl der Mütter und Kinder erreicht werden

konnten“, resümiert Prof. Schorn. Zehn der 13 Mütter seien sicherer und kompetenter im Umgang mit ihren Kindern geworden – der Entwicklungsverlauf ihrer Kinder weise in eine positive Richtung. „Ohne entsprechende Unterstützung wäre perspektivisch eine weitere Verschlechterung der Mutter-Kind-Beziehungen sowie der gesundheitlichen und entwicklungsbezogenen Situationen dieser Kinder zu erwarten gewesen.“

Die Professorin hat festgestellt: „Die Mütter fühlten sich sicherer, waren stolz auf ihre Fortschritte und sahen auch ihr Kind mit freundlicheren Augen.“ Am Ende des Projekts erkannten sie die Bedürfnisse ihres Nachwuchses wesentlich besser. „Während die Kinder vorher oft einfach das Fläschchen bekamen, wenn sie weinten, wurden sie nun zum Beispiel eher in den Arm genommen, wenn Trost nötig war“, erzählt auch Dr. Hergeröder. „Also, ich kann jetzt vieles besser verstehen, was sie von mir will“, bestätigte eine Mutter diesen Eindruck in einem Interview. „Meine Tochter ist ein sehr anstrengendes Kind, braucht viel Aufmerksamkeit. Da kann ich manche Sachen jetzt einfach besser einordnen.“ Und auch die Kinder profitierten von dem Angebot, wie die Beobachtungsdaten, aber auch die besseren Ergebnisse in den einzelnen Entwicklungsbereichen zeigten. Sie suchten aktiv Trost, wenn sie belastet waren, erforschten aktiver ihre Umgebung und lernten mit anderen Kindern zu spielen. „Mein Sohn hat am Anfang immer gebissen und alles geworfen (...)“, sagte eine Mutter. „Jetzt kann er mit den anderen spielen.“ Manche Mütter erlebten ihre Kinder als selbstbewusster: „Als wir neu waren, zum Beispiel, hatte sie ein Spielzeug und die Kinder haben es von ihr immer geholt und sie hat gar nichts gesagt. Jetzt kann sie auch ‚nein‘ sagen“, so die Erfahrung einer Gruppenteilnehmerin. Auch in sprachlicher Hinsicht haben die Kinder Fortschritte gemacht: „Damals hat er nicht so viel geredet und jetzt redet er ohne Punkt und Komma und hat auch so viele Wörter neu gelernt“, freute sich eine andere.

„Die meisten Mütter waren für ihre Kinder viel mehr als zuvor zu einem sicheren Hafen geworden“, bilanziert Prof. Schorn. „Sie konnten ihre Kinder besser darin unterstützen, die Welt zu erkunden und vermochten wahrzunehmen, was

„Die meisten Mütter waren für ihre Kinder viel mehr als zuvor zu einem sicheren Hafen geworden.“

ihr Kind brauchte. Sie wurden selbstsicherer, zeigten sich im Kontakt mit ihrem Kind kompetenter und weniger ängstlich oder auch weniger distanziert, wovon die Kinder deutlich profitierten.“ Bei dreien war eine solche Verbesserung allerdings nicht festzustellen. Dafür kommen verschiedene Gründe in Betracht, so die Professorin: „Sie nahmen vergleichsweise unregelmäßig an der Gruppe teil bzw. kamen erst zu einem späten Zeitpunkt dazu. Außerdem überschatteten zunehmende Partnerprobleme sowie in einem Fall eine schwere Kriegstraumatisierung die Mutter-Kind-Beziehung. Leider lehnte die betroffene Mutter eine therapeutische Unterstützung ab.“

Fasst Prof. Schorn zusammen, was gerade „Gaarden 1-2-3“ so interessant und erfolgreich macht, ist es das Zusammenspiel mehrerer für das Projekt charakteristischer Aspekte: die Interdisziplinarität des Teams, ihre besondere Fachlichkeit, das bindungsorientierte Arbeiten, die Kombination von Einzelarbeit und Gruppensetting wie auch der Umstand, dass in das Projekt männliche und weibliche Fachkräfte eingebunden waren. Als sinnvoll erachtet die Professorin zukünftig eine Anbindung solcher Angebote zum Beispiel an Familienzentren oder Kindertagesstätten, da diese auch die Möglichkeit bieten, Familien über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Die Ergebnisse des Modellprojektes „Gaarden 1-2-3“ sollen demnächst im

Sozialausschuss des Schleswig-Holsteinischen Landtags vorgestellt werden. „Zwar kosten Gruppenangebote dieser Art mehr Geld, doch dieses Geld ist gut investiert, da sie dazu beitragen, Familien so zu stärken, dass diese ihren Kindern hinreichend gute Entwicklungsmöglichkeiten bieten“, gibt die Professorin zu bedenken.

Während der Projektlaufzeit hat die Stadt Kiel immer mehr Krippenplätze eingerichtet. Trotzdem seien Gruppen nach dem Modell von „Gaarden 1-2-3“ keineswegs überflüssig, ist sich das Projektteam einig. „In den Krippen kommen die Eltern nur eingeschränkt miteinander in Kontakt“, begründet Dr. Hergeröder ihre Meinung. Und Prof. Schorn ergänzt: „Da die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung ganz entscheidend für das Wohlergehen des Kindes ist, muss es eben auch darum gehen, die elterliche Be- und Erziehungskompetenz zu stärken.“ Sie hält fest, dass die Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung keine Aussagen über die längerfristige Wirkung des Projektes liefern konnten. Doch die Entwicklungsforschung mache deutlich, wie wichtig der Einfluss der ersten Lebensjahre für die weitere Entwicklung von Kindern sei. Ihr Fazit: „Dies ist ein sehr gelungenes Projekt, wenn auch kein Allheilmittel.“

Annette Göder

GESÜNDER ALTERN MIT KIELER HANC-APPS



Der demografische Wandel führt dazu, dass der Anteil älterer Menschen in der Gesellschaft stetig zunimmt. Das internationale Projekt HANC (Healthy Aging Network of Competence) möchte Seniorinnen und Senioren bessere Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ermöglichen und Gesundheitssysteme entlasten – beispielsweise mit Apps, die eine Projektgruppe an der Fachhochschule Kiel entwickelt hat.

Ältere Menschen haben Ansprüche und Bedürfnisse, die sich stark von denen jüngerer unterscheiden. Diese zu erforschen und das Wissen darum zu bündeln und verfügbar zu machen, war das Ziel eines Projektes von Prof. Dr. Marco Hardiman vom Institut für Management und Marketing an der FH Kiel. Schließlich sollte eine Internetplattform entstehen, die Dienstleister, Dienstleistungen und Produkte für die ältere Generation beinhaltet. „Menschen unterschiedlicher Altersstufen würden zusammengeführt“, erklärt der 43-Jährige die Idee. „Junge Menschen könnten auf einer Börse das Erledigen schwerer Einkäufe anbieten, ältere zeitintensive Dienstleistungen wie Babysitten. So könnte sich jede Generation nach ihren Möglichkeiten einbringen und von den Kompetenzen der anderen profitieren.“

Da eine vollumfängliche Finanzierung dieses Projektes jedoch nicht möglich war, schlossen sich Hardiman und sein Team, zu dem Projektmanagerin Julia Gleser und die studentische Hilfskraft

Lisa Nitzschke gehören, dem HANC an. Dieses internationale Forschungsprojekt hat eine ähnliche, aber enger fokussierte Ausrichtung und wird mit knapp einer Million Euro von der Europäischen Union gefördert. Unternehmen und Hochschulen aus Norddeutschland und Süddänemark erforschen seit 2013 gemeinsam die Bedürfnisse älterer Menschen und untersuchen, mit welchen Maßnahmen diese ihre Gesundheit möglichst lange selbstständig erhalten können. Schnell kristallisierte sich Mobilität als ein zentrales Thema heraus: Wer sich im Alter regelmäßig bewegt und bestenfalls Sport treibt, wirkt dem körperlichen Verfall entgegen und kann länger selbstbestimmt leben.

Alle Beteiligten des Forschungsnetzwerks steuerten ihre Spezialkenntnisse bei: Das Team von der Syddansk Universität entwickelte ein speziell auf die Möglichkeiten Älterer zugeschnittenes Fitnesstraining, die Universitäts-

klinik Odense näherte sich dem Thema unter biomechanischen Aspekten, die Kieler Kunsthochschule entwickelte ein Fahrrad für Seniorinnen und Senioren und das Team um Prof. Hardiman machte sich an die Entwicklung von Apps, denn entgegen verbreiteter Vorurteile interessieren sich viele Ältere sehr für neue Technologien.

Zunächst ging es an der FH Kiel darum, die Zielgruppe einzugrenzen und kennenzulernen. Wer ist überhaupt alt? Julia Gleser fragte bei Kieler Organisationen wie Seniorenbeiräten oder dem Seniorentreff der Arbeiterwohlfahrt an. „Wir waren ein wenig überrascht von der großen positiven Resonanz. Viele Ältere hatten ein starkes Interesse, mit uns zusammenzuarbeiten und die Apps mitzugestalten“, erinnert sich die 26-Jährige. Allerdings zeigte sich bei den ersten Gesprächen auch, dass diese Gruppe schwer zu fassen war. „Eine Gruppierung nach dem biologischen Alter vorzunehmen, war nicht sinnvoll. Vieles beim Altern hat mit Einstellung und Fitness zu tun. Wer sich um sich

selbst kümmert, kann auch im hohen Alter noch mehr leisten als andere, die zehn Jahre jünger sind und sich gehen lassen.“ Durch Fragebogen ermittelte das Team, wie groß die technische Affinität und Fachkompetenz der Älteren waren. Hier stellte sich heraus, dass Tablets bei den Rentnerinnen und Rentnern deutlich beliebter sind als Laptops oder stationäre Computer. Das hat psychologische Gründe, wie Prof. Hardiman weiß: „Die Bedienung eines Tablets erscheint ihnen einfacher als die eines Computers. Viele der Befragten äußerten die Angst, sie könnten bei der Bedienung eines Computers Fehler machen und anschließend auf Hilfe angewiesen sein.“ Auch fällt die händische Eingabe auf

dem Touchscreen vielen alten Menschen leichter, da diese intuitiver erfolgt. „Einige, die in ihrem Berufsleben keinen Computer verwendet haben, klagten in den Interviews über große Probleme, die Bewegung mit der Hand an der



Wer sich im Alter regelmäßig bewegt und bestenfalls Sport treibt, wirkt dem körperlichen Verfall entgegen und kann länger selbstbestimmt leben.



„Eine Gruppierung nach dem biologischen Alter vorzunehmen, war nicht sinnvoll. Vieles beim Altern hat mit Einstellung und Fitness zu tun. Wer sich um sich selbst kümmert, der kann auch im hohen Alter noch mehr leisten als andere, die zehn Jahre jünger sind und sich gehen lassen.“

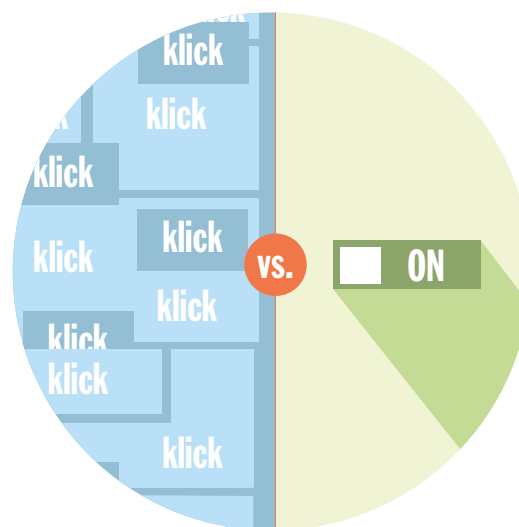
Maus mit der Bewegung des Mauszeigers zu koordinieren – etwas, das für Jüngere eine Selbstverständlichkeit ist“, so Prof. Hardiman.

Bei der Konzeption der Apps setzte das FH-Team auf das Open-Innovation-Prinzip: In jede Entwicklungsphase sollten Rückmeldungen der Nutzerinnen und Nutzer einfließen, um zu gewährleisten, dass nicht an der Zielgruppe vorbei gearbeitet würde. Schnell zeigte sich, worauf die Befragten Wert legten: Apps sollten so einfach wie möglich zu bedienen sein. Verschachtelte Menüs mit vielen Funktionen lehnten sie ab. Vielmehr wünschten sie sich radikalen Minimalismus. „Ein Herr wünschte sich für seine Frau eine Schrittzähler-App. Die sollte lediglich zwei Knöpfe haben. Einen zum Starten, einen zum Stoppen“, erinnert sich Gleser. Auch Datenschutz und Datensicherheit waren von größter Wichtigkeit. „Fast alle lehnen eine Verzahnung von Apps ab. Wenn eine Anwendung Zugriff auf den Kalender oder das Adressbuch verlangt, wird sie meist gelöscht“, weiß Prof. Hardiman. „Dabei gibt es durchaus gute Gründe für die Verkettung von Apps, beispielsweise um den Trainingsfortschritt in den Kalender einzutragen oder Trainingspartner anzurufen. Doch Ältere notieren sich die Daten lieber auf einem Blatt Papier und rufen mit einem Festnetztelefon an“, ergänzt Gleser. Wer gewohnt ist, seine Laufstrecken mit dem Smartphone aufzuzeichnen und diese in sozialen Netzwerken mit anderen zu teilen, ist zunächst irritiert über den anderen Anspruch der Älteren. „Sie wünschen ausdrücklich keine Dokumentation, beispielsweise darüber, wie viele Schritte sie zurückgelegt haben“, erklärt die 24-jährige Lisa

Nitzschke. Doch auch für diesen scheinbar schrulligen Anspruch hat das HANC-Team eine Erklärung gefunden: Viele Ältere hätten vermutlich Angst davor, körperlich abzubauen. Wenn sie in einer App ablesen könnten, dass ihre sportliche Leistung sinkt, sei das für viele niederschmetternd und keinesfalls ein Ansporn.

Im Laufe von zwei Jahren HANC hat Prof. Hardiman die Ansprüche der älteren Menschen verstehen gelernt und zeigt Verständnis für ihre Verhaltensweisen: „Sie haben in ihrem langen Leben zahlreiche Erfahrungen gemacht; darunter auch schlechte, zum Beispiel bei In-App-Käufen oder beim Abschließen von Abonnements. Einige haben durch eine Arglosigkeit oder einen Fehler viel verloren und fürchten nun, mit einem falschen Klick in eine Kostenfalle zu tappen. Im Alter werden sie vorsichtig und wollen keine Risiken mehr eingehen, auch wenn das bedeutet, auf Komfort zu verzichten. Sicherheit geht im Alter einfach vor.“ Diese Einstellung fordert ein Umdenken bei der App-Entwicklung. Statt automatisch per GPS-Signal die Position der Personen zu bestimmen, muss höflich um die Eingabe der weit ungenaueren Postleitzahl gebeten werden, um beispielsweise Sportmöglichkeiten in der Umgebung zu finden. Schließlich stehen die Sicherheitsbedenken der Zielgruppe bisweilen ihren Ansprüchen sogar im Weg. Viele Ältere wünschten sich eine Partnerin oder einen Partner, mit der oder dem sie gemeinsam Sport treiben und sich gegenseitig motivieren können.

Ein solches Netzwerk könne aber nicht entstehen, wenn alle auf ihrer Anonymität bestünden, erklärt



Apps sollten so einfach wie möglich zu bedienen sein. Verschachtelte Menüs mit vielen Funktionen lehnte die Zielgruppe ab.

Prof. Hardiman. Statt virtueller Netzwerke habe nach wie vor der persönliche Kontakt bei älteren Menschen die größte Bedeutung. Doch diese Einstellung habe auch Vorteile, denn wer einmal keine Lust auf ein verabredetes Treffen hat und nicht per E-Mail oder Statusnachricht absagen kann, geht am Ende dann doch aus dem Haus, um andere nicht vor den Kopf zu stoßen.

Prof. Hardimans Team entwickelte zunächst zehn Produktkonzepte, im weiteren Open-Innovation-Prozess setzte es dann die drei besten Ideen um. Schon vor dem Auslaufen des HANC-Projekts im Sommer 2015 sind drei App-Prototypen fertig: Alle haben große Schaltflächen und eine so einfache Struktur, dass es noch nicht einmal möglich ist, sie absichtlich falsch zu bedienen. So müssen die Seniorinnen und Senioren niemanden um Hilfe bitten. Eine Planungs-App filtert aus einer Datenbank Sportangebote für ihre Generation in der Umgebung ab und gibt diese samt Ansprechpartner aus. Eine Navigations-App berechnet eine Route und weist auf Gegebenheiten hin, die Hindernisse für Ältere darstellen können, zum Beispiel Sandwege, die mit dem Rollator nicht passierbar sind. Zudem verzeichnet die App Bänke und andere Rastmöglichkeiten. Schließlich hat das Kieler Team eine Trainings-App entwickelt, die Sportübungen für drinnen und draußen enthält und Hinweise zur Durchführung bietet. Parallel hat das Team von der Syddansk Universitet Sportübungen ausgearbeitet, die in die Kieler App integriert werden könnten. Eine Testgruppe dänischer Rentnerinnen und Rentner meldete bereits nach zwölf Wochen Training ein gesteigertes Wohlbefinden und eine bessere Kondition. Ein gutes Beispiel dafür, wie sich die unterschiedlichen Partner im HANC-Netzwerk ergänzen.

Noch bevor HANC im Sommer 2015 offiziell abgeschlossen ist, macht sich Prof. Hardiman Gedanken über eine Fortsetzung des Projekts: „Wir würden uns sehr freuen, wenn wir bei einem HANC 2 dabei sein und unsere Prototypen weiter entwickeln könnten.“ Um eines muss sich das Kieler Team indes keine Sorgen machen: Der demografische Wandel sorgt dafür, dass die Zielgruppe stetig wächst. Vielleicht haben die kommenden Alten weniger Vorbehalte und mehr Lust auf Vernetzung.

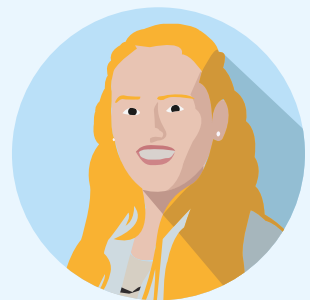
Joachim Kläschen



Prof. Marco Hardiman vom Institut für Management und Marketing leitet das HANC-Teilprojekt an der FH Kiel.



Julia Gleser befragte für das HANC-Projekt Seniorinnen und Senioren nach ihrer Mediennutzung.



Lisa Nitzschke sammelte für die HANC-Apps Informationen zur Einstellung älterer Nutzerinnen und Nutzer zum Datenschutz.



www.hanc-project.net



**EIN SCHATZ,
DEN ES ZU HÜTEN GILT**

Nein, sie sei keine Netzwerkexpertin, auch wenn das Thema Netzwerke sowohl in ihrem Privat- als auch in ihrem Berufsleben täglich eine Rolle spiele. „Wer kann sich schon Expertin oder Experte für ein Thema nennen? Das hat so einen umfassenden Anspruch“, winkt Doris Weißels, Professorin für Wirtschaftsinformatik am Fachbereich Wirtschaft, ab. Aber, räumt sie ein, natürlich habe sie über die Jahre durch ihren persönlichen und beruflichen Werdegang viele Netzwerkerfahrungen gesammelt und Kontakte geknüpft.

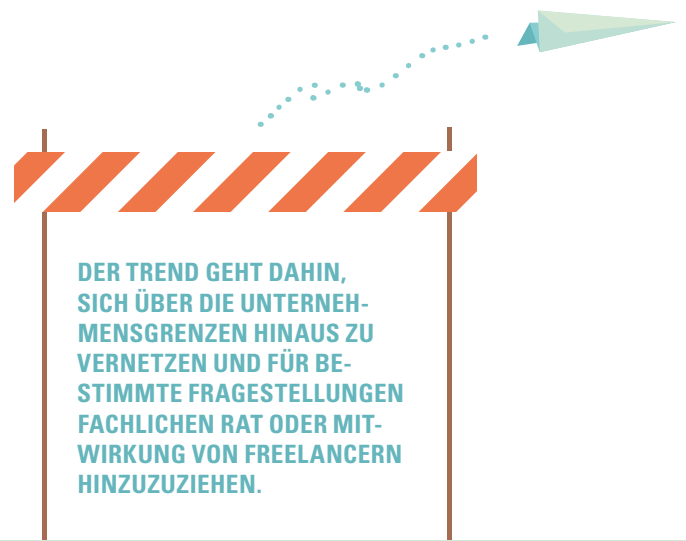
Trotzdem war sie ganz erstaunt, als jemand sie zum ersten Mal als „Netzwerkerin“ bezeichnete – hatte sie sich selbst doch bis dahin nicht als eine solche empfunden. Dann kam eine Zeit, in der Prof. Dr. Weißels lernte, wie wichtig und wertvoll Netzwerke sind. In einer sehr turbulenten Phase als Leiterin eines Kompetenzzentrums in einem Telekommunikationskonzern, der nach einem starken Aufstieg plötzlich fast vor dem Abgrund stand, spürte sie intensiv die Bedeutung einer gut vernetzten Kollegenschaft und externer Kontakte.

Obwohl es lange als verwerflich galt, Beziehungen zum Beispiel bei der Jobsuche zu nutzen, sei dies heute gar nicht mehr vermeidbar, weiß Prof. Weißels. „Wir leben in einer Netzwerkgesellschaft und können Vernetzung daher nicht als etwas Negatives darstellen – sie ist allgegenwärtig, ob wir es wollen oder nicht. Ich kann schließlich nicht alle meine Kontakte ausblenden, dann bin ich – überspitzt gesagt – gar nicht mehr da.“ Früher sei das jedoch richtig verpönt gewesen. Ihre Generation wollte alles aus eigener Kraft erreichen, erinnert sie sich schmunzelnd. Wenn jemand sie heute um Hilfe bittet, bringt sie sich gern ein. Sie sieht Netzwerke als Möglichkeit zu geben und zu nehmen, als Win-Win-Situation.

Allerdings zieht sie auch Grenzen. Nicht alle Studierenden, die sich beispielsweise eine berufliche Vermittlung von ihr wünschen, empfiehlt Prof. Weißels auch tatsächlich weiter. Eine ganz heikle Sache sei das, denn „wenn da irgendetwas schiefgeht, färbt es möglicherweise auf mich selbst negativ ab.“ Auch wenn sie sich letztendlich nur als lockeres Bindeglied zwischen zwei Parteien sieht, die selbst eine

Entscheidung fällen müssen, macht sie, sobald sie das Gefühl hat, eine oder einer ihrer Studierenden habe sich ein „unpassendes“ Unternehmen ausgesucht, ihre Bedenken deutlich und weist auf andere Strategien oder Alternativen hin. „Auch wenn wir dazu erzogen sind, höflich zu sein, zählt letztlich Aufrichtigkeit.“

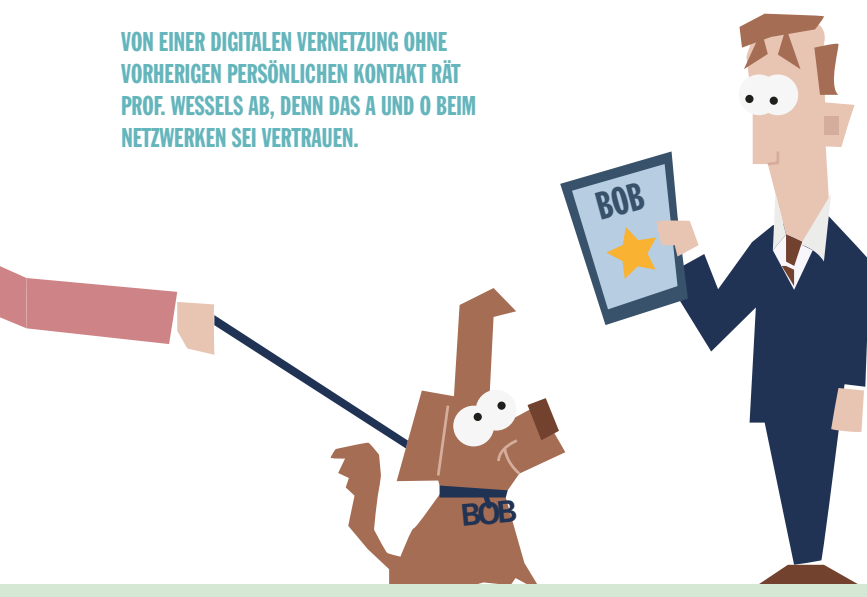
Durch ihre beruflichen Auf- und Abwärtsbewegungen empfindet sie die Verbindungen, die sie in ihrem Leben geschlossen hat, als einen Schatz. Und den hegt und pflegt die 52-Jährige ganz bewusst, wenn auch „eher intuitiv als strukturiert geplant“. Sie hat keine bestimmte Vorgehensweise, in ihren Netzwerken zu agieren, erwartet aber von sich selbst, sich um alle Termine, Anfragen oder Einladungen zeitnah zu kümmern. Regelmäßig verabredet sie sich mit früheren Kolleginnen und Kollegen und auch Ehemaligentreffen haben für sie an Priorität gewonnen. „Der persönliche Kontakt ist wichtig, nicht unbedingt der virtuelle“, betont Prof. Weißels. „Was macht es schon groß aus, ob ich bei LinkedIn oder XING eine Person bestätige, die ich nur einmal kurz getroffen habe. Daran ist keine Qualität zu erkennen, nur Quantität.“ Von einer digitalen Vernetzung ohne vorherigen persönlichen Kontakt rät sie ab, denn das A und O beim Netzwerken sei Vertrauen. „Was uns der gesunde Menschenverstand sagt, bestätigen alle wissenschaftlichen Studien. Wer nicht vertrauensvoll wirkt, wird nicht lange in Netzwerken überleben. In der virtuellen Welt ›



ist es natürlich schwieriger, die Seriosität einer Person zu überprüfen als in der Realität.“

Das sogenannte „virtuelle Ich“ ist für Prof. Weißels ein spannender und oft unterschätzter Aspekt unserer Netzwerkgesellschaft. Viele Menschen seien sich ihrer parallel existierenden, virtuellen Persönlichkeit nicht bewusst, geschweige denn, dass sie diese steuern. „Häufig verbreiten auch andere Informationen über uns im Internet, indem sie zum Beispiel

VON EINER DIGITALEN VERNETZUNG OHNE VORHERIGEN PERSÖNLICHEN KONTAKT RÄT PROF. WESSELS AB, DENN DAS A UND O BEIM NETZWERKEN SEI VERTRAUEN.



Fotos veröffentlichen, auf denen wir zu sehen sind. Viele sind nicht sensibilisiert, auf das zu achten, was über sie kursiert, oder gar einzugreifen. Der Journalist Frank Schirrmacher hat das mal wunderbar beschrieben, indem er sagte, wir hätten alles gelernt, nur eines nicht: Unser ‚virtuelles Ich‘ zu managen.“

Obwohl der Begriff Netzwerk in aller Munde ist, ist er nicht eindeutig zu bestimmen. Das weiß Prof. Weißels aus eigener Erfahrung. „Ohne eine Einschränkung auf eine fachliche Disziplin vorzunehmen, ist das kaum möglich, denn das Wort wird, je nachdem mit wem man spricht, ganz unterschiedlich interpretiert.“ So verstünden Technikerinnen und Techniker darunter ein technisches Netzwerk, IT-Fachleute glaubten, dass das Internet als Netz der Netze schlechthin den Netzwerkbegriff dominiere. Im Business-Umfeld hingegen sei er stark durch die

sozialen Netzwerke bestimmt. Doch gerade dieser Facettenreichtum fasziniert Prof. Weißels. „Es ist ein so dynamisches Thema, jeden Tag tut sich etwas – neue Plattformen kommen hinzu, bereits existierende verlieren an Bedeutung. Die Welt ist stark im Wandel und das ist ganz spannend zu beobachten.“

Für ihre Arbeit als Professorin interessieren sie besonders Veränderungen im Bereich der Unternehmens- und Projektnetzwerke. „Der Trend geht dahin, sich über die Unternehmensgrenzen hinaus zu vernetzen und für bestimmte Fragestellungen fachlichen Rat oder Mitwirkung von Freelancern hinzuzuziehen. Projektbeteiligte entstammen nicht mehr nur einer Organisation, weil die vielen komplexen Anforderungen nicht mehr nur mit eigenen Ressourcen bewältigt werden können“, erklärt sie. „Um Aufgaben inhaltlich und zeitlich überhaupt gerecht werden zu können, werden sie nicht mehr an eine bestimmte Person vergeben, sondern immer stärker verteilt. Das bedeutet, dass wir uns in unserem Umfeld viel mehr interdisziplinär vernetzen müssen.“ Hervorragende „Spielwiese“ und exzellentes Testfeld für solche Szenarien schon im Studium sind für Prof. Weißels die Interdisziplinären Wochen an der FH Kiel. „Da machen sich zum Beispiel künftige Ingenieurinnen, Sozialwissenschaftler, Marketingfachleute und Schiffbauerinnen gemeinsam an eine Aufgabe. In dieser Zusammensetzung finden sie ganz andere Lösungen als eine Gruppe mit nur einem fachlichen Background. Jedes Teammitglied redet anders, denkt anders, handelt anders.“

Interessant findet die Professorin auch, dass sich die Macht in Unternehmen erwiesenermaßen immer mehr auf die Mitarbeiterebene verlagert, und diese somit als Individuen immer bedeutsamer werden. „Auf Themen wie Management und Führung, die wir am Fachbereich lehren, haben solche Veränderungen gravierende Einflüsse. Wir bilden die zukünftige Generation für die Arbeitswelt aus und sollten daher wissen, was wir unseren Studierenden mit auf den Weg geben müssen.“

So versucht Prof. Weißels, immer am Puls der Zeit zu sein und ihre Lehrveranstaltungen inhaltlich eng auf aktuelle Entwicklungen und Themen zu beziehen. Auch dafür nutzt sie gerne ihre Kontakte: Ehemalige Studierende referieren in ihren Vorlesungen über ihren beruflichen Alltag, eine

Menge Input bezieht die Wirtschaftsinformatikerin aus ihrer „Freizeit“. Manchmal kommt es ihr so vor, als mache ihre Lehrtätigkeit nur einen eher kleinen Bruchteil ihres Wochenarbeitspensums aus. Denn neben ihrem Vollzeitjob als Professorin engagiert sie sich in EU-Projekten, Forschungsverbänden und diversen außerhochschulischen Organisationen, ist unter anderem stellvertretende Vorstandsvorsitzende des Vereins Digitale Wirtschaft Schleswig-Holstein, Gründerin und Leitungsmitglied der Kieler Regionalgruppe der Deutschen Gesellschaft für Projektmanagement und Vertrauensdozentin der Friedrich-Ebert-Stiftung an der FH Kiel. „Diese Ämter sind aber von unterschiedlicher Qualität“, betont sie, „mal sind diese wichtiger, mal jene, manche erfordern aktives Engagement, andere weniger.“

Sie freut sich, dass eine hohe Überlappung besteht zwischen dem, was sie in diesen Netzwerken tut, und dem, was sie an der FH macht. Viel Spaß macht es ihr, Anregungen aus ihren „Nebenjobs“ in ihre Lehrveranstaltungen einfließen zu lassen, um so die didaktische Vielfalt und auch Vernetzung zu fördern. Das sei auch nötig, meint sie, denn ihre Studierenden gehörten einer Generation an, die – so empfindet sie es – Dynamik und Interaktivität gewohnt ist und erwartet.

Als Vorstandsmitglied der Digitalen Wirtschaft Schleswig-Holstein, einem Netzwerk von Vertreterinnen und Vertretern aus dem IT- und Medienumfeld in Schleswig-Holstein, konzentriert sie sich auf die Nachwuchsarbeit. Um ihre Studierenden, die später zum großen Teil gerne in Schleswig-Holstein arbeiten möchten, möglichst früh mit regionalen Unternehmen zu verknüpfen, hat sie Formate in ihre Veranstaltungen integriert, die einen Austausch ermöglichen. Seit einigen Jahren interviewen beispielsweise Zweierteams von Studierenden IT-Fachleute, Unternehmerinnen und Unternehmer oder auch Vorstandsmitglieder. So sollen die Studierenden herausfinden, welche Voraussetzungen sie für bestimmte Jobs mitbringen müssen und was es bedeutet, eine verantwortungsvolle Tätigkeit in der IT-Branche zu übernehmen. Die anschließende Evaluation beweist immer wieder, dass die Gespräche mit realen „Vorbildern“ ihre Studierenden motivieren. „Das sind Glücksmomente für mich“, sagt Prof. Weßels. Auch die Interviewten bestätigten ihr durchweg, wie anregend es sei, den potentiellen Nachwuchs kennenzulernen.

Ist das alles nicht manchmal ein bisschen anstrengend? Sie sei da „typisch Frau“, sagt sie lachend, und versuche, allen gerecht zu werden. Auch wenn ihr ihre privaten Kontakte „um Welten wichtiger“ sind, möchte sie ihre beruflichen nicht verprellen. Gefühlt habe sie für beide Bereiche nicht genügend Zeit, aber



„WIR HÄTTEN ALLES GELERNT, NUR EINES NICHT: UNSER ‚VIRTUELLES ICH‘ ZU MANAGEN.“

das gehe wohl auch vielen anderen ähnlich. Selbstverständlich, gibt Prof. Weßels zu, gäbe es auch bei ihr diese Tage, an denen einiges zusammenkomme und sie nicht mehr wisse, wo rechts und links sei. Aber sie würde das alles nicht machen, wenn es ihr keinen Spaß bereiten oder sie es als sinnlos empfinden würde.

Trotzdem warnt sie davor, sich beim Netzwerken zu überfordern. Überforderung sei eine reale Gefahr in unserer Netzwerkgesellschaft. „Es ist schlimm, dass wir den Eindruck haben, kaum noch Zeit zum Entspannen und zur Reflektion zu finden. Zeit, die wir bräuchten, um überhaupt gute Ideen zu haben“, sagt Prof. Weßels. „Stress raubt uns viel Kreativität und Lösungspotential, das wir eigentlich haben.“ Mit Hinz und Kunz in Verbindung zu stehen, sei schließlich auch ein Stressfaktor, den niemand unterschätzen dürfe. Auch sie selbst nicht.

Katja Jantz



Doris Weßels studierte an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster Mathematik, Betriebswirtschaftslehre sowie Informatik und promovierte am Institut für Finanzwirtschaft und Investition der Universität Oldenburg. Vor ihrer Professur an der FH Kiel war sie zwölf Jahre in verschiedenen Fach- und Führungspositionen im Maschinen- und Anlagenbau, der Telekommunikation und im Bankwesen tätig.



WIE IN EINER GROSSEN FAMILIE

**DER GRÜNE KAMP ALS FUNKTIONIERENDES
NETZWERK FÜR DIE LANDWIRTSCHAFT
IN SCHLESWIG-HOLSTEIN**



Für Fischer in Nord- und Ostsee gehört es zum Alltag: das Knüpfen von Netzen. Vielleicht haben sie das sogar in der Fischereischule der Landwirtschaftskammer Schleswig-Holstein in Rendsburg gelernt, denn dort gibt es einen Raum, in dem sich angehende Fischwirtinnen und Fischwirte dieses Handwerk aneignen können – dick- oder dünnma-schige Netze liegen zum Üben bereit. Die Land-wirtschaftskammer ist eine von fünf Einrichtungen am Grünen Kamp, die auch im übertragenen Sinne Netze knüpfen: Sie arbeitet eng mit dem Fachbe-reich Agrarwirtschaft der Fachhochschule Kiel, dem Bildungszentrum DEULA, der Landwirtschaftsschule und dem Bauernverband zusammen.

„Einzigartig“ findet Peter Levsen Johannsen, dass sich die wichtigsten landwirtschaftlichen Einrichtungen in Schleswig-Holstein auf dem Grünen Kamp wiederfinden. Der studierte Landwirt ist seit knapp zwei Jahren Geschäftsführer bei der Landwirtschaftskammer und hat vorher am dortigen Berufsbildungszentrum und an der Fachhochschule Kiel als Lehrbeauftragter Landwirtinnen und Landwirte ausgebildet. „Es ist schön, dass wir uns hier alle über den Weg laufen und uns meistens persönlich kennen. Das ist auch wichtig: Um gemeinsame Projekte auf den Weg zu bringen und sich zu vernetzen, reichen Kontakte per Telefon und Computer meist nicht aus, sondern es braucht auch persönliche Treffen und Gespräche.“

Obwohl alle Institutionen dieselbe Adresse haben, liegen die fünf Backsteingebäude in zwei verschiedenen Kommunen: Osterrönfeld und Rendsburg. Die Gemeindegrenze läuft quer über den Parkplatz der FH und der DEULA. Doch das stört hier niemanden, denn es sind nur wenige Schritte von einem Gebäude zum anderen. „Für uns Studierende ist die enge Zusammenarbeit mit Agrarfir-men und der Landwirtschaftskammer enorm wichtig“, betont Inga Iversen, die ihre Masterarbeit im Studiengang Agrarmanagement abgeschlossen hat. „Wir lernen hier ja manchmal schon unsere zukünftigen

Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber kennen.“ Sie selbst hat sich in ihrer Masterthesis auf die sogenannte Bauernhof-pädagogik spezialisiert und ihre Praxiserfahrungen bei der Landwirtschaftskammer gesammelt. Bauernhofpädagogik ist vielen Menschen bekannt: Schließlich gab es „Ferien auf dem Bauernhof“ auch schon früher. Heute gibt es moderne Konzepte dafür. Einige Höfe bieten nicht nur rei-ne Familienurlaube an, sondern gleichzeitig auch gezielte Bildungs- und Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche, damit diese die heutige Landwirtschaft hautnah ken-nenlernen können. Die Landwirtschaftskammer, direkte Nachbarin der FH Kiel, hat für Studierende und bereits ausgebildete Landwirtinnen und Landwirte Spezialkurse zur Bauernhofpädagogik im Programm.

„Für manche Bäuerinnen und Bauern im Land sind zu-sätzliche Standbeine sinnvoll. Denn viele nicht so große Höfe haben sonst Probleme, wirtschaftlich zu überleben“, erklärt Prof. Dr. Martin Braatz, Dekan des Fachbereichs Agrarwirtschaft der Fachhochschule. „In Schleswig-Hol-stein gibt es immer weniger, aber dafür immer größere landwirtschaftliche Betriebe. Kleinere müssen sich da etwas einfallen lassen.“

Inga Iversen möchte mit ihrem Mann in Zukunft den Familienbetrieb seiner Eltern in Angeln mit 120 Hektar >



Ackerland, Ferkelerzeugung mit anschließender Mast und Teilhabe an einer 800-kW-Biogasanlage bewirtschaften. Sie kennt also die aufwendige Arbeit auf einem landwirtschaftlichen Betrieb. Fünf Ferienwohnungen und auch Freizeitangebote für Kinder sind zudem bereits vorhanden.

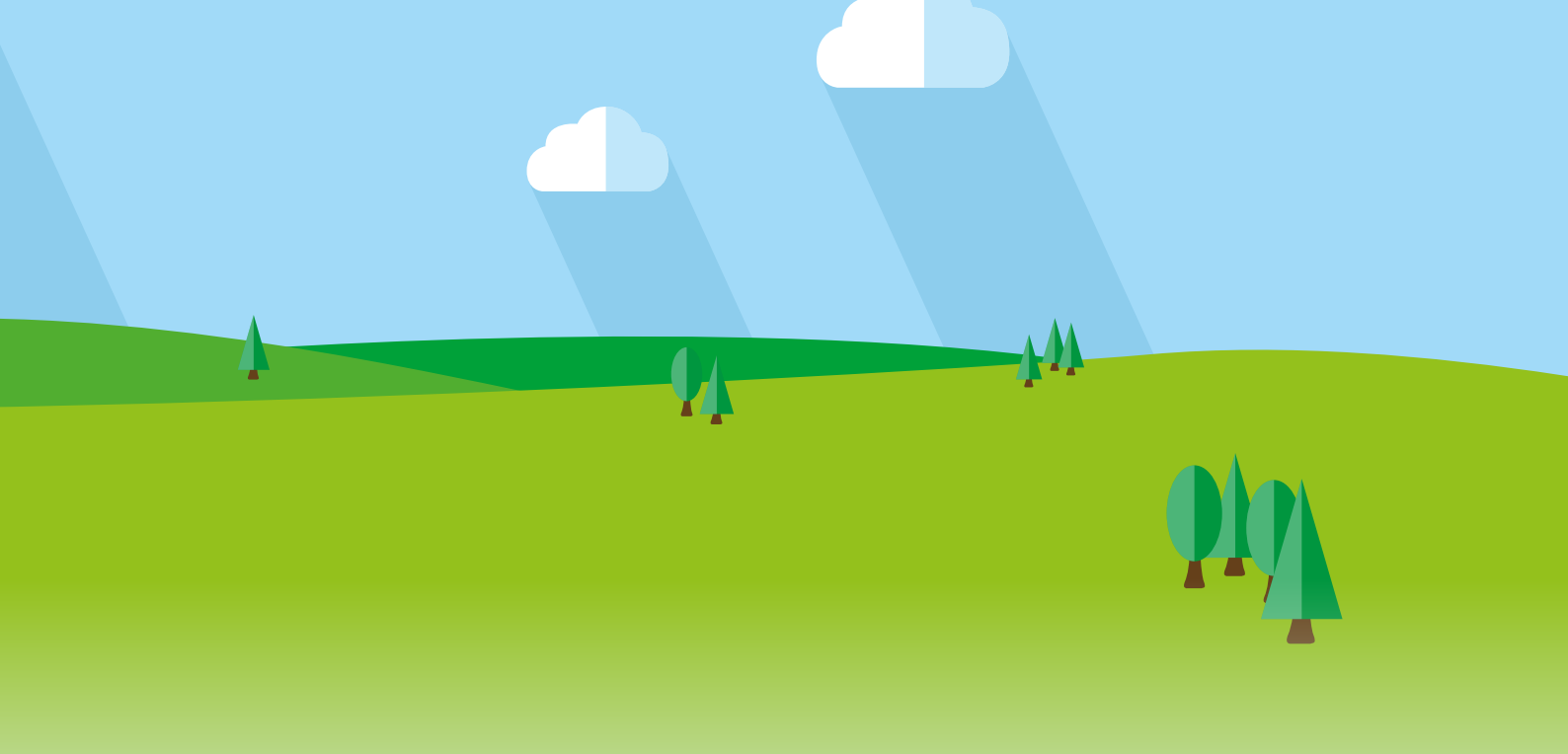
Für Prof. Braatz wird es immer wichtiger, über die moderne konventionelle Landwirtschaft aufzuklären: „Die meisten Verbraucherinnen und Verbraucher wissen doch gar nicht mehr, wie es heute auf einem Bauernhof aussieht.“ Es sei schon schizophren, wenn sich jemand beim Discounter ein Hähnchen für ein paar Euro kaufe und annehme, es sei in einer kleinen Gruppe im Freien großgeworden, während es in Wirklichkeit mit 40.000 anderen Küken zusammen in einem geschlossenen Gebäude aufgewachsen sei. „Als ich zur Schule ging, kam jede und jeder Dritte in meiner Klasse vom Bauernhof, und wir spielten dort und tobten im Heu“, erinnert sich der Agrarökonom. „In der Schulzeit meiner drei Kinder gab es nur noch einen Mitschüler, dessen Eltern einen Hof betrieben.“ Auf einem modernen Bauernhof Urlaub zu machen, sei eine Möglichkeit, die Arbeit dort direkt kennenzulernen. Die Landwirtschaftskammer hilft dabei, das zu organisieren.

Mit ihr hat Frank Clausen auch in seinem Studium gute Erfahrungen gemacht. Er ist auf einem Bauernhof mit Futteranbau und 70 Milchkühen aufgewachsen, kennt also das Berufsfeld von Kindesbeinen an. „Eigentlich wollte ich nur ein zehnwöchiges Praktikum bei der Landwirtschaftskammer machen, aber es hat mir dort so gut gefallen, dass ich gleich ein ganzes Semester geblieben bin“, erzählt der 26-Jährige. In seiner vor kurzem abgeschlossenen Bachelorthesis hat

er untersucht, inwieweit mehrjährige Ackergräser und Leguminosen eine Alternative zum häufig in der Öffentlichkeit umstrittenen Maisanbau darstellen können. Schon während seiner Arbeit bei der Kammer betreute er eigenständig Projekte und schrieb sogar Fachartikel für das Bauernblatt. Kein Wunder, dass er jetzt auch einen Masterabschluss im Agrarmanagement anstrebt. Ob Frank Clausen den elterlichen Hof in Wittbek bei Husum nach seinem Studium im Vollerwerb weiterbetreiben wird, weiß er noch nicht. „Uns stehen ja so viele Möglichkeiten offen: Unternehmens- oder Steuerberatung, Verwaltung, Bank, Landhandel, Berufsschulen oder halt die Landwirtschaftskammer“, sagt Clausen.

„Es ist wie in einer großen Familie“, beschreibt die 28-jährige Inga Iversen das Klima am Fachbereich Agrarwirtschaft und in der Landwirtschaftskammer. Als sie in der Kammer ihre Bachelorthesis zum Thema Urlaub auf dem Bauernhof begann, wurde sie gleich mit offenen Armen empfangen. Auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DEULA zeigten sich während ihres Studiums hilfsbereit und zeigten ihr zum Beispiel die unterschiedlichen Geräte für das Ausstreuen von Dünger. „Da ich nicht auf einem Hof aufgewachsen bin, war es für mich wichtig, so etwas einmal in natura zu sehen.“

Inzwischen gehört das „persönliche“ Kennenlernen der Landmaschinenteknik zum Grundstudium. „Wer hier anfängt, sollte schon ein bisschen Stallgeruch mitbringen“, sagt Prof. Braatz, „aber die meisten haben ohnehin bereits Erfahrungen in der Landwirtschaft durch ein Vorpraktikum gesammelt.“ Statistisch gesehen geht die Hälfte der Studierenden nach ihrem Abschluss direkt in die Landwirtschaft zurück – auf den elterlichen



Hof oder in die Leitung eines größeren Landwirtschaftsbetriebes. Andere finden eine Stelle in der Beratung der Landwirtschaftskammer oder in anderen agrarwirtschaftlichen Institutionen.

Im Vergleich zu anderen Hochschulabsolventinnen und -absolventen haben die Agrarwirtinnen und Agrarwirte in Schleswig-Holstein offenbar beste Berufsaussichten – rund 90 Prozent wissen bei ihrer Abschlussprüfung, wo sie später arbeiten werden. „Für junge Mütter ist es aber nicht immer so einfach“, gibt Inga Iversen zu bedenken. Sie erwartet gerade ihr zweites Kind. Beim Studieren als junge Mutter hatte sie weniger Probleme: Ihre Masterarbeit konnte sie zuhause schreiben und selbst bei Aufenthalten in der Hochschule gab es Lösungen. „Auf solche Situationen sind wir inzwischen vorbereitet“, erklärt Prof. Braatz. „Unser Hausmeister hat für den Nachwuchs der Studierenden eine Wickelecke eingerichtet, und die Studierenden dürfen Babyfone mit in die Lehrveranstaltungen bringen.“

Viele Studierende nehmen in Kauf, dass sie zu ihrer Hochschule oft eine Stunde pendeln müssen. So braucht Inga Iversen für ihre Fahrt aus Angeln mindestens 45 Minuten, und auch Frank Clausen macht sich regelmäßig auf den Weg von Wittbek bei Husum nach Osterrönfeld zur Hochschule. Auch die schleswig-holsteinischen Landwirtinnen und Landwirte haben längere Wege, wenn sie zu Fachtagungen oder Beratungsterminen in die Landwirtschaftskammer kommen. Seit sechs Jahren liegt das Zentrum am Grünen Kamp in Rendsburg. Inzwischen hätten sie sich daran gewöhnt, sagt Peter Levsen Johannsen, der selbst einen Hof im Christian-Albrechts-Koog in der Nähe von Niebüll in Nordfriesland besitzt. Neben den örtlichen

Repräsentantinnen und Repräsentanten in allen elf Kreisen des Landes ist die Landwirtschaftskammer mit weiteren Außendienststellen und Versuchsfeldern in der Fläche präsent. Fachleute, die sich in allen Bereichen der Landwirtschaft auskennen, sind vorrangig zentral am Standort Grüner Kamp erreichbar und können den Landwirtinnen und Landwirten ganz individuell bei ihrer Zukunftsplanung helfen. Denn gerade in ihrer Branche würde sich in den nächsten Jahren viel verändern, so Peter Levsen Johannsen. Auf der einen Seite gebe es Betriebe, die auf immer größere Produktivität und Gewinnmaximierung setzten, auf der anderen Seite solche, die von konventioneller auf ökologische Landwirtschaft umsahten. Und wieder andere gäben ihren Hof ganz auf. Ohne individuelle Analysen eines Hofes sei es schwierig, Entscheidungen zu fällen. An dieser Stelle setze die externe und objektive Fachberatung an. Fachhochschulstudierende leisteten da jetzt schon ihren Beitrag, wenn sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten die Situation einzelner Höfe analysieren.

Großen Wert legt Peter Levsen Johannsen darauf, dass die Landwirtschaftskammer objektiv und nach Sachkenntnissen analysiere und berate. „Wir sind nicht politisch orientiert, sondern zur Neutralität verpflichtet und agieren mit Fachkompetenz für die Land- und Forstwirtschaft, den Gartenbau und die Fischerei“, sagt er. Politisch zu wirken sei Aufgabe der Berufsvertretungen, die im Bauernverband organisiert seien. Aber auch die finden die Landwirtinnen und Landwirte, wenn sie auf den Grünen Kamp kommen – sie haben ihren Sitz neben der Landwirtschaftskammer.

Sigrid Werner-Ingenfeld



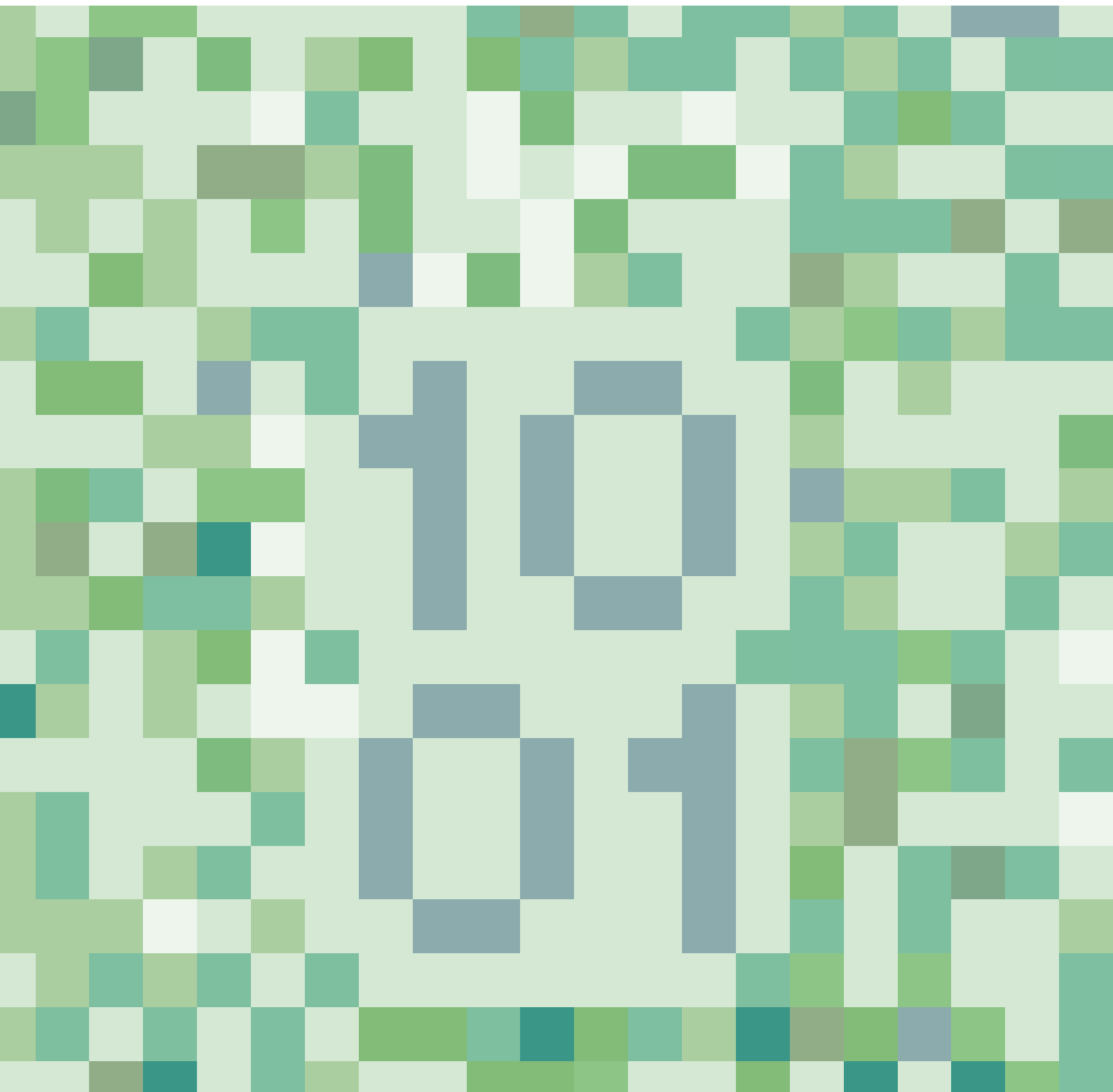
Prof. Dr. Martin Braatz, Peter Levsen Johannsen, Inga Iversen, Frank Clausen (v. o.)

Fotos: Hartmut Ohm, Illustrationen: Kristoffer Laib



BIG DATA

CHANCEN UND RISIKEN DER MASSENDATEN



Als der Ex-NSA-Mitarbeiter Edward Snowden im Sommer 2013 pikante Informationen zur flächendeckenden Überwachung weltweiter Internetkommunikation durch Geheimdienste enthüllt, löst er damit einen Skandal aus. Über Nacht wird der Begriff Big Data zum Synonym für etwas Negatives wie den Verlust von Privatsphäre. Misstrauen innerhalb der Bevölkerung macht sich breit. In Zeiten der rasant voranschreitenden digitalen Transformation weicht die Grenze zwischen Intimität und Öffentlichkeit durch die Datenerfassung immer weiter auf. Die Schattenseiten von Big Data sind klar zu erkennen, zivilisatorischer Fortschritt und enorme Potenziale sind dennoch nicht von der Hand zu weisen, wie Prof. Dr. Jens Lüssem und Prof. Dr. Nils Gruschka vom Fachbereich Informatik und Elektrotechnik der Fachhochschule Kiel Laura Berndt erklärten.

Laura Berndt: Was bedeutet Big Data?

Jens Lüssem (JL): Der Begriff steht für einen Gesamtprozess, nämlich die Entstehung großer, komplexer Datenmengen, ihre Speicherung, spätere Analyse sowie ihre zielorientierte Verwertung. Die kontinuierliche Digitalisierung unserer Gesellschaft führt zu einem wachsenden Datenvolumen, das sich alle zwei Jahre verdoppelt, Tendenz steigend. Mehrere Millionen E-Mails pro Sekunde und Milliarden von Suchaufträgen bei Google pro Tag stellen nur einen Bruchteil der Daten dar, die Privatpersonen und Unternehmen täglich produzieren.

Was passiert mit den Massendaten nach ihrer Entstehung?

Nils Gruschka (NG): Unternehmen, die Daten generieren, speichern diese zunächst in riesigen Datenbanksystemen dezentral, also auf unzähligen Rechnern. Verteilte Applikationen ermöglichen dann den schnellen Zugriff auf gewünschte Informationen. Bei der anschließenden Analyse, dem Data-Mining, ermöglichen es Informatik- und Statistikverfahren, neue, wertvolle Muster aus den vorhandenen Daten abzulesen. Mit sogenannten Map-Reduce-Verfahren können Anwenderinnen und Anwender seit einiger Zeit sogar Anfragen parallelisieren und auf mehrere Rechner verteilen, von denen sie gleichzeitig eine Antwort erhalten. Auf diese Weise lassen sich potentiell nützliche Regelmäßigkeiten und Zusammenhänge quasi in Echtzeit bestimmen, zum Beispiel Stauvorhersagen.

Wer profitiert von Big Data?

JL: In der Regel alle, die einen Nutzen aus den Daten und ihrer Weiterverarbeitung ziehen. Dabei reicht das Spektrum von Geheimdiensten über Social-Media-Unternehmen bis hin zu großen Konzernen. Aufgezeichnete Kundendaten und -strukturen gehören für Vertriebs- und Marketingabteilungen zu den beliebtesten Informationen, denn durch sie lassen sich Geschäftsmodelle anpassen und Leistungen optimieren. Kundenschnittstellen werden durch Analysen mittels Big Data bedien- und gestaltbar. Von der Abhängigkeit des Unternehmens von Kundinnen und Kunden und umgekehrt profitieren wiederum Intermediäre, also Zwischenglieder wie Google, die einen Marktplatz anbieten, auf dem personalisierte Werbung geschaltet wird.

Das amerikanische IT-Forschungsinstitut Gartner Inc. bezeichnet Big Data als Öl des 21. Jahrhunderts. Stimmen Sie dem zu?

JL: Definitiv! Wir sprechen derzeit von einer Digitalisierung oder Virtualisierung der Welt. Immer mehr Geschäftsmodelle fußen auf Daten. Dieser Rohstoff scheint unendlich zu sein und wird erst durch eine nutz- und gewinnbringende Analyse zu einem kostbaren Gut. Ob Smartphone, Online-Shopping oder Kreditkartenzahlung, überall im Alltag produzieren wir Daten und hinterlassen Spuren.

NG: Entziehen können wir uns dieser Entwicklung kaum noch, und wenn dann geht dieser Schritt mit Komfortverlust einher. Für die einen bedeutet das, lästiges Kartenlesen statt entspannter Navigationssystemführung, für andere wiederum das umständlichere Kontaktieren von Bekannten per Telefon anstelle einer schnellen WhatsApp-Nachricht. Technischer Komfort zum Preis des Privatsphärenverlusts – diesen Kompromiss geht fast jeder Mensch heutzutage ein.

Welche Risiken birgt Big Data?

NG: Die Speicherung und Auswertung von Daten birgt immer auch Gefahren. Jede Information, die wir preisgeben, macht uns transparenter. Zwar versprechen Unternehmen den sicheren Umgang mit unseren Daten, sicher können wir jedoch nicht sein. GPS-fähige Handys, soziale Netzwerke und mit Kamerasystemen ausgestattete Großstädte sind nur einige Beispiele dafür, dass Bewegungs- und Personenprofile von uns angefertigt werden. Darüber hinaus werden immer mehr Daten so aufgezeichnet, dass wir es gar nicht mitbekommen. Außerdem besteht die Gefahr der Manipulation – denken wir nur einmal an personalisierte Werbung bei Google, die unser Kaufverhalten lenken soll. Eine große Gefahr von Big Data ist die Möglichkeit, mit Daten Geld zu verdienen. Das Interesse an mehr Profit und demnach mehr Informationen wird in unserer Gesellschaft daher nicht sinken.

Aber Big Data eröffnet doch bestimmt auch Chancen und Möglichkeiten?

JL: Sicher. Big Data revolutioniert die Berufslandschaft, schafft neue Tätigkeitsfelder und Jobs, vor allem im IT-Sektor. Dazu zählen unter anderem Dateningenieurin- >

nen und -ingenieure, die für Hard- und Software sowie Netzkomponenten zuständig sind, und Data Scientists, die Rohdaten und Analyseformen bestimmen, um ein gewünschtes Ergebnis zu erzielen. Neue Wirtschaftszweige wie Smart Grid, das heißt die Entwicklung intelligenter Energiesysteme, die einen entscheidenden Schritt auf dem Weg zu mehr Nachhaltigkeit darstellen, und Industrie 4.0, eine Vernetzung von IT und Kommunikationstechnik mit der industriellen Fertigung, werden unsere Gesellschaft verändern.

Big Data ermöglicht außerdem genauere Vorhersagen, beispielsweise in den Bereichen Erdbebenforschung und Seuchenvorbeugung. So konnte Google bereits aufgrund gehäufter Suchanfragen zu Medikamenten und Symptomen Grippewellen vorhersagen und war den amtlichen Meldestatistiken damit zeitlich voraus. Frühes Vorwarnen kann an dieser Stelle auch Menschenleben retten.

Wie ist Datenschutz in Zeiten von Big Data möglich?

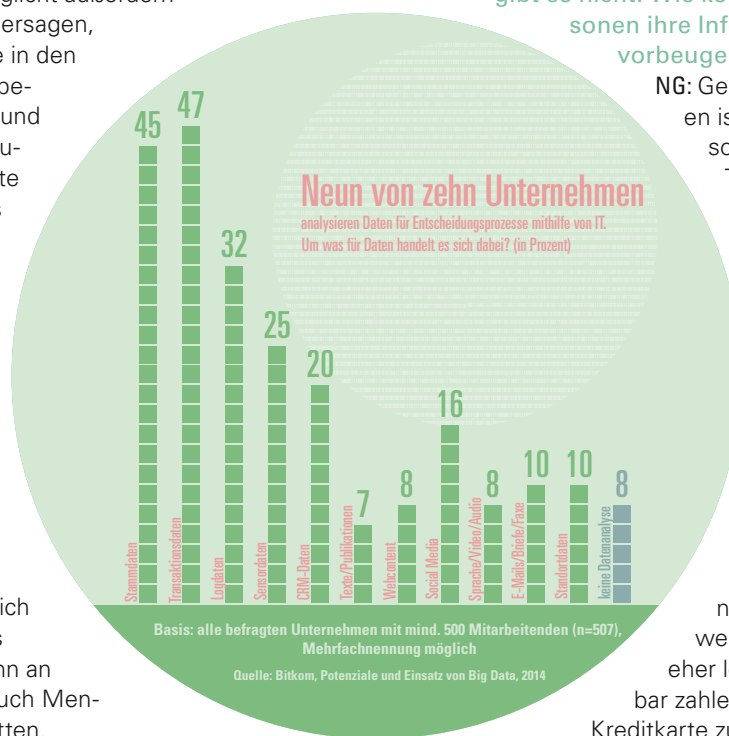
NG: Ein schwieriges Thema. Wenn Google nur wüsste, wonach wir suchen, wäre das noch harmlos. Zusätzlich weiß das Unternehmen jedoch auch, von wem wir E-Mails bekommen und wo wir uns bewegen, da es verschiedene Leistungen anbietet, wie Google Mail und Maps. Die Verknüpfung dieser Daten ist das Problem. Unternehmen sollten zunächst schon aus eigenem Interesse und im Sinne ihrer Kundinnen und Kunden verantwortungsvoll mit den Informationen umgehen. Darüber hinaus muss der Gesetzgeber Rahmenbedingungen schaffen, das heißt den Unternehmen vorschreiben, dass sie diese nicht mit anderen austauschen und möglichst früh anonymisieren. Jedes

gespeicherte Datum ist ein potenzielles Risiko. Datenschützerinnen und -schützer raten daher zu Datensparsamkeit: Das heißt so viel wie nötig speichern, um anschließend noch sinnvolle Analysen machen zu können, aber so wenig wie möglich speichern, um die Privatsphäre eines jeden Menschen nicht zu gefährden. In Europa passiert auf diesem Gebiet schon mehr als in den USA, aber das Bundesdatenschutzgesetz muss weiter ausgebaut werden.

Die Sicherheit, dass ein Unternehmen vertrauenswürdig mit unseren Daten umgeht, gibt es nicht. Wie können Privatpersonen ihre Informationen also vorbeugend schützen?

NG: Gesundes Misstrauen ist zunächst ratsam, sollte aber nicht in Technologiefeindlichkeit ausarten. Jeder Mensch muss genau überlegen, was er von sich preisgeben möchte und sich dem System notfalls entziehen. Um sicherzugehen, dass gewisse Daten nicht aufgezeichnet werden, sollten wir eher lokal einkaufen und bar zahlen als online mit Kreditkarte zu shoppen. Wer nicht möchte, dass bei WhatsApp mitgelesen wird, braucht eine Messenger-App mit Ende-zu-Ende-Verschlüsselung wie zum Beispiel Surespot oder Threema. Auch zur Suchmaschine Google gibt es sicherere Gegenbeispiele wie MetaGer.de, DuckDuckGo.com oder Startpage.com.

An Alternativen mangelt es nicht, sie sind nur oftmals weniger nutzerfreundlich oder teuer. Wer mehr Privatsphäre möchte, muss hin und wieder einen Kompromiss eingehen, und wem das wichtig ist, dem fällt dieser Schritt nicht schwer.



Prof. Dr. Nils Gruschka (o.) und Prof. Dr. Jens Lüssem wissen um die vielfältigen Möglichkeiten und Gefahren, die die intelligente Analyse komplexer Datenmengen bereithält.

LIEBLINGSARBEITSWEG

Prof. Dr. Mario Nahrwold, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit



Als ich vor sechs Jahren an der FH angefangen habe, bin ich die erste Zeit mit der Schwentinefähre zur Arbeit gefahren – das war natürlich schon traumhaft. Vor anderthalb Jahren habe ich aber beschlossen, den Weg mit eigener Muskelkraft zu bestreiten und bin auf mein Fahrrad umgestiegen. Einen Winter lang habe ich das durchgezogen. Körperlich bekam es mir sehr gut und ich fühlte mich hinterher so richtig wach. Aber die Strecke an der Wertstraße entlang ist nicht besonders schön und ziemlich hektisch – die vielen Autos, das laute Gehepe, im Winter die hellen Scheinwerfer ... das war nichts für mich.

Ich bin sowieso viel lieber in der Natur unterwegs und da ich seit etwa fünf Jahren Kajak fahre, kam mir im vergangenen Frühjahr die Idee, mit meinem „Fördedampfer“ die 2,1 Kilometer über die Förde zu paddeln: in völliger Ruhe, ganz entspannt in meinem eigenen Rhythmus, unabhängig von irgendwelchen Fahrplänen. Im Schnitt brauche ich pro Strecke 14 Minuten. Insgesamt dauert mein Weg zur Arbeit nun etwas länger, ist aber wesentlich angenehmer.

Außerdem treibe ich so jeden Tag Sport: mit dem Fahrrad rund zwei Kilometer zum Bootshaus unter der alten Seeburg, dann die zwei Kilometer mit dem Kajak über die Förde, vom Seglerhafen an der Schwentine zu Fuß ins Büro – und zurück. Oft springe ich auch noch mal ins Wasser. Bei jedem Wetter, das ist reine Übungssache. Und manchmal angele ich einen Fisch zum Abendessen. Das alles tut mir einfach gut. Starker Nord- oder Nordostwind ist das Einzige, was mich vom Paddeln abhalten kann, denn dann kann es gefährlich werden. Aber den haben wir zum Glück nur selten.



„Um ein Haar hätte es den Bunker-D, wie wir ihn heute kennen, gar nicht gegeben.“

*Klaus-Michael Heinze,
Kanzler der Fachhochschule Kiel*

50

Die Frühlingssonne steht bereits tief. Durch die großflächigen Fenster fällt ihr Licht in das Café des Bunker-D und überzieht die rissigen grauen Wände mit einem warmen Licht. In einem grün gepolsterten Sessel mache ich es mir gegenüber von Klaus-Michael Heinze, dem Kanzler der Fachhochschule Kiel, gemütlich und lasse den Blick über die Kunstwerke an den Wänden schweifen. Jedes scheint einen mit Sorgfalt und Liebe ausgewählten Platz zu haben und ich frage mich, wie es überhaupt dazu kam, dass dieser Bunker zu einem kunterbunten Ort für Kunst und Kultur wurde.

„Um ein Haar hätte es den Bunker-D, wie wir ihn heute kennen, gar nicht gegeben“, erzählt Heinze, denn im Jahr 2005 gab es Verhandlungen mit Interessenten, die das Gebäude kaufen wollten. „Letztendlich realisierten sich die Kaufabsichten nicht – übrig blieb ein Wertgutachten über einen Euro Verkehrswert.“ Als ein Jahr später der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) der Fachhochschule Kiel die Studierenden nach ihren Bedürfnissen befragte, vermissten diese vor allem einen Ort auf dem Campus, an dem sie sich treffen, Vorlesungen vorbereiten und Zeit überbrücken konnten. Schließlich fielen die Überlegungen auf den bis dahin ungenutzten Hochbunker, „der damals noch einer Ruine glich“, so Heinze. Doch viele Freiwillige packten mit an, um ihn zu entrümpeln und herzurichten.

So entstanden – anfangs noch provisorisch und mehr um die Vision zu verdeutlichen – die Bar und der Bühnenraum in der ersten Etage sowie das Café und der Kinosaal in der dritten. Für das zweite Stockwerk gab es verschiedene Ideen, sodass es vorerst leer blieb. „Zur offiziellen Eröffnung im Oktober 2006 richteten wir dort schließlich eine improvisierte Galerie ein, in der

die Kieler Malerin Anna Lena Straube die erste Ausstellung in der Geschichte des Bunker-D realisierte.“

Ich denke an eine der letzten Vernissagen im Bunker-D zurück. Diese war so gut besucht, dass der Bühnenraum und die Bar komplett gefüllt waren und die Gäste bis ins Treppenhaus standen, um die Eröffnungsrede zu hören. Doch wurden die Ausstellungen im Bunker von Anfang an so gut angenommen? Schließlich gilt das Ostufer doch als „etwas ab vom Schuss“. Heinze erklärt sich die Schwierigkeiten mit Kulturveranstaltungen auf dem Campus damit, dass die meisten Studierenden sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf dem Westufer und in der weiteren Umgebung leben. „Umso erstaunlicher ist daher der Erfolg unserer kleinen Galerie – inzwischen reisen viele unserer Gäste von weit her an“, freut er sich.

Schon bei der Eröffnung 2006 waren das öffentliche Interesse und die Neugierde groß: Mehr als 300 Menschen folgten der Einladung und strömten in die damals notdürftig hergerichteten Räume. „Es gab weder sanitäre Anlagen noch Heizungen, dafür aber viel positive Resonanz ›

zu den Räumlichkeiten“, erinnert sich Heinze. „Auch die Ausstellung von Anna Lena Straubes großformatigen Frauenporträts kam gut an und viele Kunstinteressierte freuten sich über den neuen Ausstellungsort auf dem Ostufer.“

Vom Bunker-D in den Kinderschuhen bis hin zum routinierten Ausstellungsbetrieb war es ein langer, aber schöner Weg – ohne jegliche Erfahrungen mit der Organisation von Ausstellungen, dafür aber mit umso mehr Herzblut, findet Heinze. „Nach der ersten Ausstellung war ich überzeugt davon, in den folgenden Bunkerwochen weiterhin Kunst zeigen zu wollen.“ Und so brachte er 2007 zur zweiten Bunkerwoche die Fotokünstlerin Heike Marie Krause in die Galerie. In der dritten Ausstellung schmückten Katharina Kierzek und Sascha Kayser das Treppenhaus des Bunkers mit Grafiken und Comicfiguren, auf dem Vorplatz präsentierte die Künstlergruppe d-connection.net eine raumgreifende Faden- und Klanginstallation.

„Heute läuft alles routiniert ab und wir können fast alles.“

Die vierte Ausstellung bezeichnet Heinze als „die Kür“, denn mit ihren sieben Rauminstallationen verwandelte die Künstlerin Inga Momsen die gesamte Galerieetage in eine ganz neue und bunte Welt. Im selben Jahr veranstaltete sein Team noch drei weitere Ausstellungen und inzwischen hat sich die Anzahl bei jährlich acht Terminen eingependelt. „Heute läuft alles routiniert ab und wir können fast alles“, sagt Heinze und fügt lachend hinzu, „nur leider nicht die Räume vergrößern.“

Ich überschlage grob: Die Ausstellungen der Anfangsjahre plus vier Jahre à acht Ausstellungen müssten doch mittlerweile an der 50 kratzen. Und wirklich – mit der im März 2015 eröffneten Ausstellung von Vladimir Sitnikov feierte das Bunkerteam ein Jubiläum. „Es fühlt sich großartig an, so viele erfolgreiche Ausstellungen organisiert zu haben“, schwärmt Heinze, „insgesamt waren 66 Künstlerinnen und Künstler bei uns zu Gast, um ihre Arbeiten im Bunker-D zu präsentieren.“ Mittlerweile sei dessen Galerie so bekannt, dass Kunstinteressierte aus nah und fern anreisen, um die abwechslungsreichen Konzepte und Ideen der Ausstellungen zu sehen. „Dieses Kriegsrelikt bietet für viele Kunstschaffende die spannende Herausforderung, sich der Geschichte zu stellen und dabei mit der eigenen

„Es ist kein klassischer Katalog mit kunstwissenschaftlichen Texten.“

künstlerischen Reflektion eine Beziehung zu diesem Ort aufzubauen“, erklärt Heinze den Zauber des Bunker-D. Daher seien auch viele der darin gezeigten Konzepte lange gereift und einige Kunstwerke sogar eigens für die Ausstellungen geschaffen worden.

So viele Menschen, so viele Werke und Geschichten. Eine eigene Jubiläumsausstellung über die Künstlerinnen und Künstler „der ersten 50“ soll im April 2015 all das zeigen, was zurückgeblieben ist: Einladungskarten und Plakate, Fotos und Videos, Klang- und Kunstwerke. „Eine bunte Mischung aus Reminiszenzen und Fragmenten aller Ausstellungen der vergangenen Jahre soll die Erinnerungen für vier Wochen wieder aufleben lassen“, so der FH-Kanzler. Aus diesem Anlass erscheine auch ein erstes Bunker-Buch, das als Künstlerbuch des Malers und Buchkünstlers Vladimir Sitnikov mit dem CampusKunst-Team entstanden sei. Dieses enthalte Informationen zu den Künstlerinnen und Künstlern und fasse deren Ausstellungen als Kompendium zusammen. „Es ist kein klassischer Katalog mit kunstwissenschaftlichen Texten“, betont er, „denn es wird Erinnerungen an die einzelnen Ausstellungen enthalten und soll die Ideen und Visionen der präsentierten Ausstellungen vermitteln: Nicht das einzelne Werk, nicht die einzelne Künstlerin oder der einzelne Künstler stehen im Vordergrund, sondern die Gesamtheit ihrer Werke im Kontext der Präsentation.“ Ein nicht-klassischer Katalog für eine nicht-klassische Galerie also. Auch die Künstlerinnen und Künstler schätzen das besondere Ambiente der Ausstellungsräume, verrät Heinze. „Besonders treffend formulierte es die Künstlergruppe Kierzek, Schulz und Bednarz, als sie ihre Ausstellung ‚Betonpraline‘ als ‚Unruhe im Möglichkeitsraum‘ beschrieben.“

Ich habe eine Menge über die Galerie des Bunkers erfahren. Beim Aufstehen aus dem grün gepolsterten Sessel stütze ich mich auf seine Armlehnen. Sie fühlen sich irgendwie merkwürdig an und bei näherem Hinsehen entdecke ich, dass es schwarze, aus Holz geschnitzte Skeletthände sind. Schon wieder so ein wunderbares Detail – steht das „D“ in Bunker-D vielleicht für Detailverliebtheit?

Laura Duday, Studentin

FÜNF FRAGEN AN



5



Foto T. Albig: Olaf Bathke | Foto H. Kjær: Frederike Coring

Ministerpräsident Torsten Albig

Was fällt Ihnen spontan zum Bunker-D ein?

Ein wahnsinnig spannender Ort. Historisch und kulturell. Ob Kino oder Ausstellung, Musik oder einfach nur den Bunker erleben, man ist immer von diesem Ort berührt.

Waren Sie schon einmal Gast im Bunker-D?

Ich war schon einige Male zu Gast. Im April 2012 habe ich die Ausstellung „Rotweinpropeller“ von Richard Wester, Tietze Schmuck, Markus Herschbach und Jochen Missfeldt eröffnet. Im selben Jahr war ich Gast der „Flächenbrand“-Inszenierung, mit der junge Theatermacher das Kieler Theaterpublikum in den Bunker-D lockten.

Haben Sie eine andere Ausstellung im Bunker-D besucht?

Ja, im vergangenen Jahr hatte ich das Vergnügen, eine Ausstellung sogar zwei Mal zu sehen. Eher zufällig und noch vor der Eröffnung habe ich den Maler Wolfi Defant in der Bunkergalerie kennengelernt. Da mich die Einführung interessierte, bin ich zur Eröffnung noch einmal gekommen.

Was ist für Sie das Besondere an diesem Kulturort?

Das Besondere am Bunker-D ist der Grundgedanke, den Ausstellenden möglichst große künstlerische Freiheit zu gewähren, damit sie ihre Ideen nahezu uneingeschränkt umsetzen können. Die Künstlerinnen und Künstler nehmen diese Herausforderung an und spüren die Aura dieses Ortes. Das ist die beste Basis für Kunstprojekte.

Was wünschen Sie dem Bunker für die Zukunft?

Viel Freude und Erfolg – macht weiter so!

Prof. Dr. Heidi Kjær

Was fällt Ihnen spontan zum Bunker-D ein?

Als ich im Sommersemester 2004 an die FH Kiel kam, vermisste ich einen interdisziplinären Begegnungsort auf dem Campus. Niemand hätte damals geglaubt, dass ausgerechnet die Ruine eines Nachkriegsbunkers zu einem Glücksgriff werden sollte.

Was verbinden Sie mit dem Bunker-D?

2008 hatte ich die Möglichkeit, im heutigen Galerieraum die Ergebnisse eines Semesterprojekts auszustellen. Zur Herausforderung wurde dabei die Hängung der großformatigen Plakate. Die Bunkerwände sind bucklig und stahlhart und ein Galeriesystem hätte den Kostenrahmen gesprengt. Die Lösung des Kanzlers: einfache Haken und Eisenstäbe. Das System ist heute noch im Einsatz und hat sich vielfach bewährt.

Haben Sie selbst schon eine Ausstellung besucht?

Ja, sehr viele sogar. Hier ist ein wirklich inspirierender Begegnungsraum entstanden.

Was ist für Sie das Besondere an diesem Kulturort?

Der Fachbereich Medien nutzt den Bunker-D und sein Kino auf vielfältige Weise. Persönlich bereichernd waren für mich die vielen spannenden Diskussionen, die ich dort erlebt habe, zum Beispiel im Rahmen unserer interdisziplinären Konferenzen „illusion immersion involvement.“

Was wünschen Sie dem Bunker für die Zukunft?

Viele Interessierte, die hingehen und mitmachen – es lohnt sich. Dem Bunker-Team wünsche ich viel Erfolg und den Elan, das tolle Angebot zu verstetigen.

GESUNDHEITSBEGLEITER FÜR DIE HOSENTASCHE

In enger Zusammenarbeit mit Medizinerinnen und Medizinern entwickelte ein Team an der FH Kiel Apps, die Krankheiten vorbeugen und Patientinnen und Patienten bei der Genesung helfen können. Die Smartphone-Anwendungen, die in einer internationalen Kooperation entstanden, nützen Erkrankten und Behandelnden gleichermaßen und helfen zudem, Zeit und Kosten zu sparen.

Ausgerechnet bei einem Besuch im Altenheim hat Prof. Dr. Franziska Uhing vom Fachbereich Medien der FH Kiel erlebt, wie mächtig Medien sein können. „Dort haben wir für das Forschungsprojekt ‚Health Games‘ untersucht, ob sich Videospiele dazu eignen, die Gesundheit zu fördern“, erklärt die 44-Jährige. „Ich habe eine Nintendo Wii-Spielkonsole in einer Wohneinrichtung für Seniorinnen und Senioren aufgebaut, um zu beobachten, wie sie mit Bewegungsspielen wie Kegeln oder Tischtennis umgehen.“ Das Ergebnis überraschte die Wissenschaftlerin: Sie wollten gar nicht mehr von den Videospiele lassen. „Eine Dame stieß mich immer wieder mit dem Rollator von hinten an, weil sie nicht abwarten konnte und unbedingt wieder spielen wollte“, erinnert sich Uhing schmunzelnd. Mit diesem Wissen trat sie den von der Europäischen Union geförderten INTERREG-Projekt „Applied Health“ bei. Ihre Forschungsgruppe kooperierte mit dem Universitätsklinikum Schleswig-Holstein (UKSH), der dänischen Lillebaelt Academy in Odense und dem Odense Universitet Hospital, um Smartphone-Apps zu entwickeln, die den Kranken Unsicherheit nehmen, die Nachsorge verbessern und sogar Linderung verschaffen sollen. Für einen Zeitraum von zwei Jahren standen der FH Kiel insgesamt knapp 150.000 Euro Fördermittel zur Verfügung.

Gegen den Krebs – für die Psyche

Im ersten Schritt ging es für das FH-Team darum, Partnerinnen und Partner an den Kliniken zu finden. „Es war eine ungewohnte Situation“, erinnert sich Uhing. „Wir sind quasi mit dem Geschenkesack vor die Ärztinnen und Ärzte getreten und haben ihnen Wunsch-Apps angeboten.“ Allerdings war die Resonanz verhalten, denn viele schätzten die App-Entwicklung als zu zeitaufwändig ein und lehnten ab. Schließlich zeigten – neben der aktiven Abteilung für Urologie um Prof. Dr. Klaus-Peter Jünemann – zwei aufgeschlossene Wissenschaftler vom UKSH Interesse: Prof. Dr. Walter Jonat, ärztlicher Direktor der Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe, und Prof. Dr. Josef Aldenhoff, damals Leiter des ZIP – Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie.



Foto: Hartmut Ohm

Prof. Dr. Franziska Uhing erforscht an der FH Kiel unter anderem, wie Videospiele und Apps die Gesundheit fördern können.

„Wir sind quasi mit dem Geschenkesack vor die Ärztinnen und Ärzte getreten und haben ihnen Wunsch-Apps angeboten.“

Zunächst ermittelten Uhing und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, welche Bedürfnisse die beiden Mediziner hatten. Jonat wünschte sich eine Anwendung, die Krebsbetroffenen die Nachsorge vereinfachen sollte, Aldenhoff eine, die bei Anwenderinnen und Anwendern Warnzeichen für eine depressive Erkrankung erfassen sollte.

Verständliche Informationen

Melanie Lucht, FH-Absolventin und selbstständige Softwareentwicklerin, befasste sich mit der Umsetzung der App für das Team von Prof. Jonat. Vorrangig ging es darum, für Brustkrebs-Patientinnen die weiteren Schritte und die Nachsorge nach einer Behandlung komfortabler zu koordinieren und ihnen per App die einzelnen Etappen



Screenshot der Freisprecher-App



Ein ansprechendes Erscheinungsbild und die durchdachte Bedienbarkeit der App sind das Ergebnis eines langen Entwicklungsprozesses.

Foto: schweitzer media

des Therapieplans zu präsentieren. Zu jedem Therapieschritt sollten Kontaktdaten einer Ansprechpartnerin oder eines Ansprechpartners angezeigt werden, mit der Möglichkeit aus der App heraus Behandlungstermine zu vereinbaren. Weiter stellte das UKSH-Team verständliche Erklärungen bereit, um ständig wiederkehrende Nachfragen in den Patientengesprächen bereits in der Anwendung zu beantworten, damit die Sprechstunde stattdessen für individuelle Fachfragen genutzt werden kann. Um den Erfolg der Therapie messbar zu machen, sollte die App zudem das Befinden der Patientinnen abfragen: Auf einer ärztlich vorgegebenen Skala könnten sie ihren Zustand nach der Behandlung beurteilen. Diese Werte könnten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schließlich aus einer Datenbank abrufen und für ihre Forschungen verwenden. Eine marktreife App mit all diesen integrierten Funktionen würde beiden Parteien gleichermaßen helfen.

Mit „Freisprecher“ gegen Redeangst

Parallel machte sich Student Malte Boedeker an die Entwicklung einer App, die Studierenden mit Redeangst helfen sollte – ein Problem, das weit verbreitet ist und viele aus eigener Erfahrung kennen. Die Psychologen aus dem ZIP lieferten Hintergrundinformationen und stellten Übungen und Techniken vor, die der 28-Jährige in den Prototyp einbaute. So entstand ein integriertes Trainingskonzept. Nach der Eingabe einer konkreten problematischen Situation, beispielsweise einem Referat, bietet die App Hilfsmittel an, die dabei helfen können, besser mit Redeangst einflößenden Situationen umzugehen, zum Beispiel Vorstellungsübungen. Dabei nutzt das App-Konzept einen

psychologischen Trick: Da das Gehirn nicht zwischen tatsächlich Erlebtem und Imaginiertem unterscheiden kann, speichert es positive Redeerlebnisse aus der Fantasie als gleichwertige reale Erfolge. So helfen die Übungen der Freisprecher-App dabei, die Ängste in einer realen Redesituation abzubauen.

Erhellender Austausch

Besonders interessant waren für Prof. Uhing die Treffen mit den dänischen Kolleginnen und Kollegen, die ihr zeigten, wie unterschiedlich die Herangehensweisen in den Ländern waren. Nach ersten Workshops stellte sich heraus, dass in Deutschland und Dänemark grundsätzlich unterschiedliche Vorstellungen vorherrschen, was überhaupt unter einem Prototyp zu verstehen ist. „Das Backend muss laufen. Die App muss funktionieren“, fasst Uhing ihre Definition pragmatisch zusammen. Es geht ihr darum, aus Ideen möglichst schnell Rohlinge zu entwickeln, mittels derer sich eine App erproben lässt. Da das FH-Team alle Entwicklungsstadien seiner App-Prototypen von der Konzeption bis zur Programmierung vornahm, blieb das Ergebnis mit zwei Anwendungen sehr überschaubar.

Ganz anders das Verständnis von einem App-Prototyp bei den nördlichen Nachbarn. Die dänischen Studierenden entwickelten ein knappes Dutzend Prototypen, allerdings lediglich in grafischer Form. Sie legten das Hauptaugenmerk auf die Ausgestaltung der Apps und wollten sich erst später mit der Umsetzbarkeit ihrer Ideen auseinandersetzen, die sie zudem externen Firmen überließen. „Vieles, was die dänische Arbeitsgruppe entwickelt hat, war sehr interessant – allerdings auch nicht in diesem Zeitfenster ›

umsetzbar“, resümiert Prof. Uhing. „Unsere FH ist für mich allerdings nicht nur eine Ideenschmiede. Bei uns sollen die Studierenden alles lernen, was mit der App-Entwicklung zu tun hat.“

Datenschutz als Stolperstein

Auch zum Thema Datenschutz haben die dänischen Kolleginnen und Kollegen eine ganz andere Einstellung, was viele konstruktive Möglichkeiten zur App-Entwicklung eröffnet. „In Dänemark wäre eine Dermatologie-App denkbar, mit der ein Leberfleck fotografiert und das Bild zur Einschätzung an einem Facharzt geschickt werden kann“, weiß Prof. Uhing. Wenngleich solche Telemedizin vor allem in Flächenländern viel Zeit und Geld sparen kann, ist die Idee in Deutschland aus Gründen des Datenschutzes gegenwärtig schwer umsetzbar. Das Odense University Hospital hingegen ermöglicht es Eltern von Frühchen sogar, mit Hilfe einer App rund um die Uhr mit dem Kind im Inkubator Kontakt zu halten.

Sie können per Standleitung mit ihm sprechen und es ansehen, denn besonders bei frühgeborenen Kindern ist der permanente Kontakt zu den Eltern wichtig.

Gefragte Anwendungen

In mehrfacher Hinsicht bewertet Uhing das im September 2014 abgeschlossene Applied-Health-Projekt als Erfolg – und das nicht nur für ihr Team. „Durch die konkreten Fragen unserer Studierenden haben die Medizinerinnen und Mediziner nebenbei auch erfahren, wie unterschiedlich sie vorgehen, was ihr Klientel irritieren kann. Dieser Bereich bietet noch Optimierungspotenzial“, resümiert sie. „Als wir schließlich beim UKSH die fertigen Apps präsentierten, zeigten sich auch andere Medizinerinnen und Mediziner interessiert an dem Produkt. Es bündelt wichtige Informationen, die so in kompakter Form allezeit für die Nutzerinnen und Nutzer verfügbar sind.“

Joachim Kläschen

PROGRAMMIEREN GEGEN DIE ANGST

Malte Boedeker entwickelte im Rahmen seines Masterstudiums Multimedia Production (MMP) mit dem Schwerpunkt Medienkonzeption für das INTERREG-Projekt Applied Health den Prototyp für eine App, die Studierenden dabei helfen kann, Aufregtheit und sogar Angst vor Referaten und Vorträgen in den Griff zu bekommen. Wie das funktioniert, hat der 28-Jährige Joachim Kläschen verraten.

Woher kam die Idee für eine App, um Studierenden mit Prüfungsangst zu helfen? Sind Sie persönlich betroffen?

Das fragen alle als erstes (*lacht*). Natürlich gibt es auch für mich Schöneres, als vor einem vollen Saal zu sprechen. Aber in jedem Seminar, in dem Referate und Präsentationen dazu gehörten, habe ich von vielen Kommilitoninnen und Kommilitonen gehört „Ich hasse es!“. Selbst diejenigen, die in den Vorlesungen aktiv Fragen stellten und sich beteiligten, hatten Angst vorne zu stehen und einen Vortrag zu halten. Sogar in Rhetorik-Seminaren, in denen klar war, dass jede und jeder irgendwann vor den anderen sprechen musste. Es gibt sogar Studierende, die gezielt keine Seminare besuchen, in denen sie vor anderen sprechen müssen.

Welche Hilfestellungen bietet die Freisprecher-App Betroffenen?

Wenn eine Prüfung oder ein Referat ansteht, können sie den Termin in die App eingeben. Anschließend meldet sie sich jeden Tag mit Informationen und Tipps. Anfangs sind es vor allem Übungen, die helfen sich zu entspannen und zu erkennen, dass Redesituationen gar nicht so schlimm sind. Nähert sich der Prüfungstermin, bietet die App verschiedene Maßnahmen an, die kurz vor und während der

Redesituation helfen können. Zusätzlich gibt es Übungen, in denen die Nutzerinnen und Nutzer die Möglichkeit haben, bestimmte Aspekte von Redesituationen in sicherer Umgebung zu trainieren. Es geht darum, die Angstspirale zu durchbrechen und die Situation in Gedanken vorab zu durchleben, um die Angst davor zu verlieren.

Was mussten Sie bei der Konzeption der App beachten?

Der Austausch mit den Psychologinnen und Psychologen vom beteiligten ZIP – der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am UKSH – war sehr wichtig, um mir darüber klar zu werden, was für eine App entstehen sollte. Über einen Zeitraum von zwei Monaten habe ich mich vier Mal mit ihnen getroffen. Am Anfang war das ziemlich viel theoretischer Input. Schließlich ging es vor allem darum, einen Trainingsplan zu entwickeln, der sich in einer App abbilden, aber auch für eine Therapie nutzen lässt.

Angst ist ein komplexes Thema, daher sind wir gemeinsam übereingekommen, uns auf eine Anwendung zu beschränken, die sich auf Redeangst im Studium fokussiert. Weiter war der Hinweis wichtig, die Entspannungsübungen in der Phase vor der Prüfung vom Körper weg auf die Situation

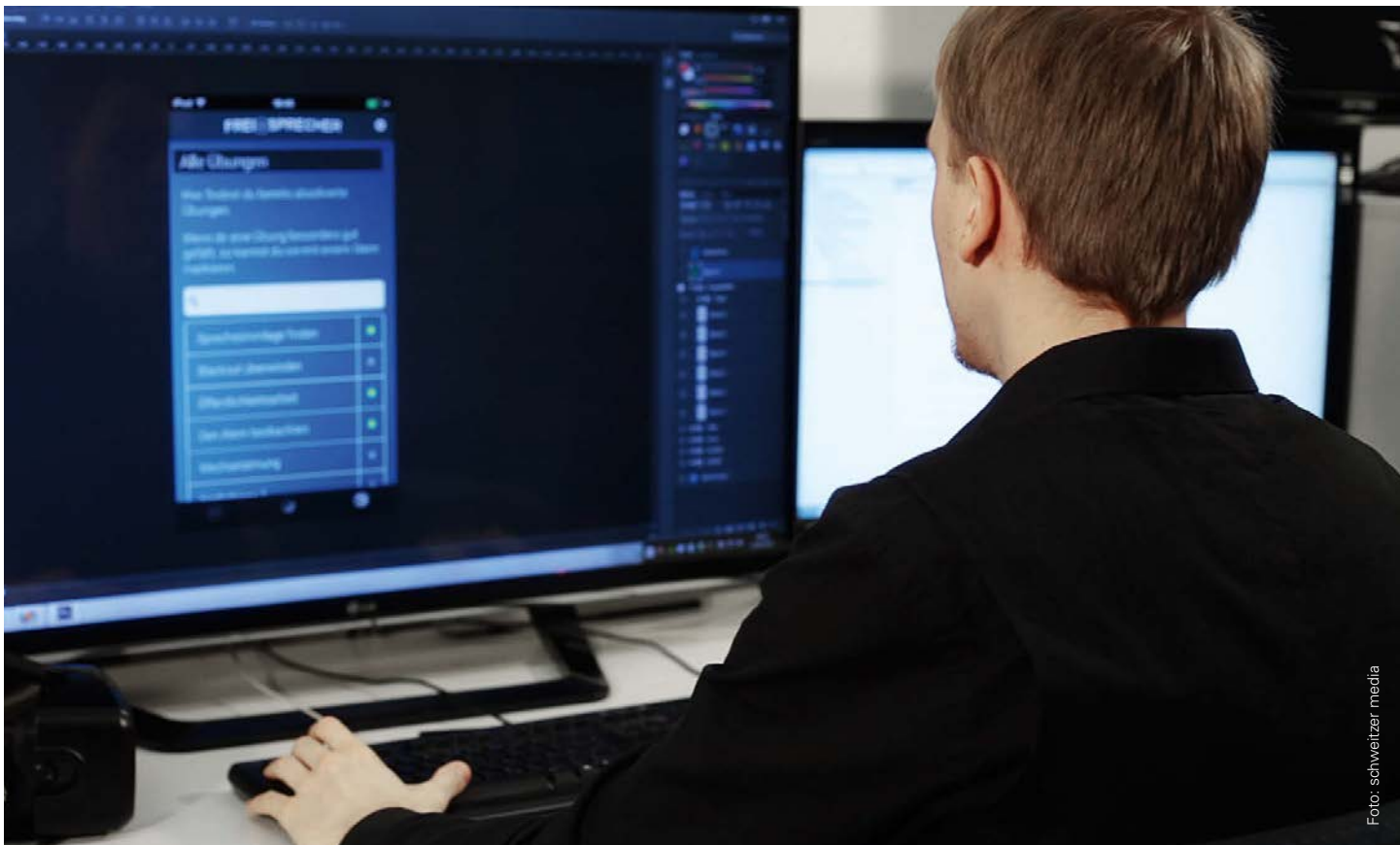


Foto: schweitzer media

Die Freisprecher-App ist als Web-App konstruiert, die auf Smartphones verschiedener Hersteller lauffähig ist, um möglichst viele Nutzerinnen und Nutzer zu erreichen.

zu lenken: Am Anfang ist es hilfreich, den eigenen Atem und Körper bewusst wahrzunehmen, aber während des Vortrags dann auf jedes Signal des Körpers zu achten, hilft natürlich niemandem weiter – im Gegenteil.

Woher stammen die inhaltlichen Ideen für die App?

Größtenteils kam der Input von den Expertinnen und Experten. Viele Anregungen habe ich auch aus der Fachliteratur entnommen und für die App aufbereitet. Es war aber wichtig abzuklären, welche Übungen und Hinweise sich in der Praxis auch umsetzen lassen und welche wirklich hilfreich sein können.

Konnten Sie einige Ideen nicht umsetzen?

Oh, da gab es vieles, aber bisher handelt es sich ja nur um einen Prototyp – mehr war in der kurzen Zeit nicht zu schaffen. Animationen oder Videos, um die Übungen zu illustrieren, wären eine schöne Ergänzung. Bei verschiedenen Übungen hätte ich zum Beispiel gerne die Kamera und das Mikrophon des Smartphones eingebunden. Gegenwärtig ist der Prototyp als Web-App umgesetzt, also nicht auf ein Gerät maßgeschneidert. Wenn man die App nativ für Android- oder Apple-Geräte programmiert, hat man mehr Zugriff auf die Gerätehardware und könnte beispielsweise Push-Meldungen senden, damit sie täglich auf sich aufmerksam macht.

Welcher Aspekt Ihrer Arbeit an der Freisprecher-App hat Sie am stärksten interessiert?

Vor allem die Bedienbarkeit und die Gestaltung der Bedienoberfläche, das Look-and-feel, waren für mich wichtig. Eine App für den täglichen Gebrauch muss man einfach gerne benutzen wollen, daher muss sie sich gut anfühlen. Grundsätzlich betrifft das nicht nur die Grafik, sondern auch die Struktur.

Ist der Prototyp bereits getestet worden?

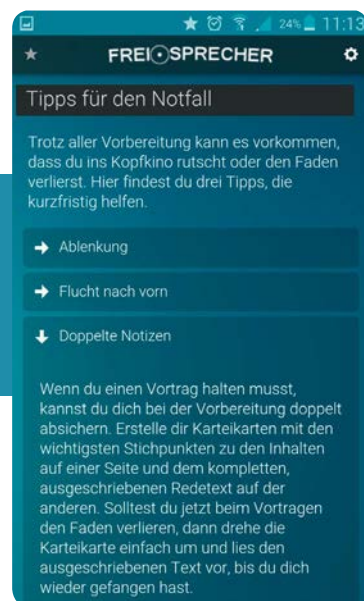
Leider noch nicht, ein echter Beta-Test wäre der nächste Schritt. Dass die Übungen funktionieren, kann ich jedoch aus Eigenversuchen bestätigen. Ich habe gemerkt, dass ich vor Redesituationen überhaupt nicht mehr angespannt bin, weil ich viele der Auslöser für Aufgeregtheit durch die Inhalte der App kennengelernt habe.

Die App ist im Kontext des INTERREG-Projekts Applied Health entstanden, das zeigen sollte, wie Anwendungen für Mobilgeräte bei der Genesung und Nachsorge helfen können. Wie haben Sie von dem Projekt erfahren und was hat Sie daran besonders interessiert?

Während des MMP-Studiums sind Projekte mit Unternehmen ein fester Bestandteil. In diesem Rahmen habe ich bereits im Projekt Health Games mitgearbeitet, das Videospiele und Gesundheitsvorsorge verband und sozusagen ›



Durch die Arbeit an seiner App hat Malte Boedeker selbst viele Strategien erprobt, die das Sprechen vor anderen erleichtern können.



Screenshot der Freisprecher-App

„Vor allem die Bedienbarkeit und die Gestaltung der Bedienoberfläche waren für mich wichtig.“

ein Vorreiter von Applied Health war. Weil mich Game-design sehr interessiert, wollte ich gerne weiter dabei sein. Neben meiner Arbeit an der Freisprecher-App habe ich bei der Nachsorge-App am Design mitgewirkt.

Bei Applied Health haben deutsche und dänische Hochschulen und Kliniken miteinander kooperiert. Wie haben Sie den Austausch mit den dänischen Projektpartnern erlebt und was hat Sie am meisten beeindruckt?

Wir haben uns zwei Mal mit den dänischen Studierenden getroffen; einmal in Kiel und einmal in Dänemark. Vor allem beim Austausch über unsere Konzepte erschien mir die dänische Arbeitsgruppe deutlich entspannter. Sie hat mehr ausprobiert und ist das Projekt offener angegangen. Im direkten Vergleich waren wir viel strukturierter und haben zunächst einen Plan aufgestellt und ihn dann verfolgt.

Arbeiten Sie inzwischen an anderen Software-Projekten?

Ja, klar! Gemeinsam mit einem Kommilitonen habe ich eine 3-D-Umgebung für die Virtual-Reality-Brille Oculus Rift entwickelt. Es sollte ein Horrorspiel werden, bei dem uns besonders die Immersion, also das Eintauchen in die virtuelle Welt, interessiert hat. Allerdings waren wir etwas zu optimistisch; das Ganze war leider zu komplex, um es zu zweit neben dem Studium zu schaffen. Aktuell arbeite ich an einem Spiel für Android-Smartphones. Nichts Spektakuläres, aber ich wollte gerne alle Aspekte

der Spieleentwicklung kennenlernen – von der Idee über die Programmierung bis hin zur Vermarktung.

Sie scheinen sehr medienaffin zu sein, vermutlich lag daher ein Studium in diesem Bereich für Sie nahe?

Ja, wobei ich zuerst an der FH in meiner Heimat Sachsen-Anhalt ein Semester Wasserwirtschaft studiert habe. Aber dann habe ich schnell gemerkt, dass mich die Welt der Medien doch mehr reizt. Ich interessiere mich schon lange sehr für Filme – vor allem für die Erzeugung von Emotionen und Atmosphäre darin. Aber ich habe auch Spaß am Erstellen von 3-D-Animationen, Bildbearbeitung und Videospielen. Bei meinen Recherchen stieß ich im Internet auf das Angebot der FH Kiel. Der Studiengang Multimedia Production deckte viele meiner Interessen ab und ich verspreche mir davon eine solide Grundlage für einen Medienberuf.

Wissen Sie schon, wie es nach Ihrem Examen weitergehen soll?

In einem Jahr möchte ich den Master abschließen. Anschließend würde ich gerne Videospiele entwickeln. Aber am liebsten für eine kleine Firma, in der ich Einfluss auf die Spiele nehmen kann: Ich möchte kein kleines Zahnrad in einer großen Firma sein, sondern lieber mitentscheiden, wie sich das Visuelle und die Atmosphäre in einem Spiel entfalten.

LIEBLINGSBALLKLEID

Claudia von Borstel, Finanzabteilung

Vor etwa 20 Jahren haben mein Mann und ich zusammen tanzen gelernt. Wir sind auch ziemlich weit gekommen, haben dann aber – als unsere Kinder klein waren – eine lange Zeit gar nicht getanzt. Seit sechs Jahren sind wir mehr oder weniger regelmäßig wieder dabei; angefangen in der Tanzschule, dann im Tanzkreis und anschließend in einer Gruppe im Sportverein. Doch leider hat sich diese aufgelöst und wir haben bisher noch keine Alternative gefunden. Schade.

Dafür nutzen wir die leider viel zu seltenen Gelegenheiten, auf Bälle zu gehen und dort zu Livemusik zu tanzen. Dazu gehört natürlich auch schöne Kleidung. Inzwischen habe ich sechs Ballkleider, alle eher schlicht und zeitlos, daher mag ich sie auch immer noch gerne leiden. Trotzdem habe ich einen Favoriten, mein dunkelblaues. Mir gefällt die Farbe, die ich gut mit meinen silbergrauen Tanzschuhen kombinieren kann. Besonders schön finde ich den bequemen Schnitt dieses Kleides: Ich kann mich darin gut bewegen, fühle mich vollkommen wohl und überhaupt nicht aufgetakelt.

Getragen habe ich es auf dem FH-Ball 2013. Ein Zufallskauf, wie so oft bei mir: Ich schaue mich zwar gerne nach Ballkleidern um, mache mich aber kaum gezielt auf den Weg, sondern greife lieber zu, wenn mir ein Schönes in die Hände fällt. Mal sehen, was ich beim diesjährigen FH-Ball im Oktober anziehen werde. Vielleicht mal ein kurzes Kleid? Das würde sich auch für den Abiball meines Sohnes im Juli eignen, denn ich glaube, da ist lang nicht so angesagt. Normalerweise achte ich schon darauf, nicht dasselbe Kleid auf mehreren Bällen zu tragen. Aber diese beiden finden nicht direkt hintereinander statt, außerdem unterscheidet sich das Publikum, es wird also wohl niemandem auffallen.



acht tage indien

SECHS BETRIEBSBESICHTIGUNGEN UND DER BESUCH DER DEUTSCH-INDISCHEN HANDELSKAMMER: EIN STRAMMES PROGRAMM ABSOLVIERTEN 15 STUDIERENDE DER WIRTSCHAFTSINFORMATIK, ALS SIE IM NOVEMBER 2014 MIT IHREN PROFESSOREN DIRK HAUSCHILDT UND DIRK FROSCH-WILKE NACH INDIEN FLOGEN. GLÜCKLICHERWEISE FAND THIES SCHÖNFELDT TROTZDEM ZEIT ZU FOTOGRAFIEREN ...





Das Gateway of India ist ein beliebter Treffpunkt für Abendspaziergänge in Mumbai. Schon am ersten Abend ihres dreitägigen Aufenthalts in der Stadt besuchte die Reisegruppe dieses touristische Highlight. Erbaut von der britischen Kolonialmacht im Jahr 1924 als Zeichen der Stärke, symbolisierte es 24 Jahre später auch deren Niederlage. Durch das prächtige Tor marschierten die letzten Soldaten, um an Bord der Schiffe zu gehen, die sie zurück nach Europa brachten.



मुंबई

Land der Kontraste: Während einer Stadtführung in Mumbai kam die Reisegruppe an der riesigen Wäscherei „Open Laundry“ bzw. „Dhobi Ghat“ vorbei. In der Luft lag der scharfe Geruch von Chemikalien. Über 10.000 Menschen arbeiten dort, eine Wohnung in einem der Neubauten im Hintergrund können sie sich wohl niemals leisten. (o.)





Von der gefälschten Markenuhr bis zur Markenkleidung, in dieser Straße reiht sich ein kleiner Shop an den anderen. Eintritt gewährt die Security nur Menschen, die aussehen, als könnten sie sich das Angebotene auch leisten. Kleine Restaurants gibt es natürlich auch: An diesem Abend entschied sich Thies Schönfeldt für Reis und Hubn. (u. l.)

Mumbai, das frühere Bombay, liegt auf einer Insel und ist die wichtigste Hafenstadt des Subkontinents und das wirtschaftliche Zentrum Indiens. Diese Ausflugsschiffe bringen Touristinnen, Touristen und Einheimische zu der rund zehn Kilometer entfernten Tempelinsel „Elephanta“. (u. r.)







इपलदोड्ड लॉिऑनॉरद

Bis zu drei Millionen Menschen nutzen täglich den Kopfbahnhof von Mumbai, der zu den größten der Welt zählt und zum Weltkulturerbe gehört. Rund 1.000 Züge kommen hier täglich an. Wenn sie in den Bahnhof einfahren, beginnt das große Rennen um die knappen Plätze im Inneren der Wagen. Die Türen werden nicht geschlossen und wer nicht reinkommt, fährt halb drinnen und halb draußen. Da ist es wichtig, einen strategisch guten Platz zu ergattern – wie die alte Frau, die sich in den Eingang gekauert hatte und von dort nicht mehr wegrührte. Dies war ein gewöhnlicher Waggon, erklärt Thies Schönfeldt. Zusätzlich gab es auch Waggons nur für Frauen, um sie vor sexueller Belästigung zu schützen.



Im „Chhatrapati Shivaji Terminus“ spielt die Schlusszene des Films „Slumdog Millionaire“. Die Dreharbeiten dürften eine logistische Herausforderung gewesen sein. Vor allem die Tonaufnahmen. Ein solches Rauschen habe er nie zuvor gehört, sagt Thies Schönfeldt. Kein Wunder, die Dimensionen des Bahnhofs sind gewaltig: Über dem Haupteingang befindet sich eine rund 100 Meter hohe, begehbare, achteckige Kuppel, die Bahnsteige sind bis zu 700 Meter lang.



Ein Land ohne Perspektiven?

Studierende sehen ihre berufliche Zukunft nicht in Schleswig-Holstein, jedenfalls laut einer Studie der Unternehmensberatung Ernst & Young. Demnach planen 62 Prozent nach dem Abschluss einen Berufseinstieg in Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen. Gerade mal zwei Prozent attestieren dem Norden gute Perspektiven für den Start ins Berufsleben. Zum Vergleich: In Hamburg planen nur knapp 20 Prozent einen Umzug nach dem Studium. Auch Politik und Arbeitgeberverbände warnen vor einem Fachkräftemangel im Norden. Aber kommen Unternehmen und potentielle Arbeitnehmerinnen und -nehmer hierzulande wirklich nicht zusammen? Das wollte Frauke Schäfer vom FH-Präsidenten Prof. Udo Beer wissen.

Gibt es hier im Norden wirklich zu wenig attraktive Arbeitsmöglichkeiten für unsere Absolventinnen und Absolventen, so dass sie gezwungen sind, im Süden der Republik Arbeit zu suchen?

Ich habe den Verdacht, dass dies auf unsere Studierenden nicht zutrifft. Wenn wir sie in den Süden zum Praktikum schicken, besteht die Gefahr, dass sie nicht wiederkommen. Aber die meisten finden Praktikumsplätze in Kiel und Umgebung bis hinunter nach Hamburg; an die Elbe gehen auch viele. Doch da nach meiner Erfahrung die meisten schon im Praktikum „ihr“ Unternehmen finden, behaupte ich, dass wir unsere Absolventinnen und Absolventen hier im Umkreis von hundert Kilometern unterbringen.

Wie knüpfen unsere Studierenden Kontakt zu den Unternehmen?

Da sind die ganz findig. Die Hälfte hat vor dem Studium eine Ausbildung absolviert und damit schon eine Verbind-

ung zur Arbeitswelt. Im Übrigen stellen die Fachbereiche auch Listen von Unternehmen bereit, in denen Studierende schon Praktika gemacht haben, die Professorinnen und Professoren sind bei der Suche behilflich und wir haben eine Internetplattform, über die die Wirtschaft Plätze anbieten kann, was sie auch tut. Ich hatte bisher nie den Eindruck, dass unsere Studierenden ein Problem haben, einen Praktikumsplatz zu bekommen.

Gestaltet sich ihr Berufseinstieg ähnlich unkompliziert?

Ja, wir wissen durch unsere Absolventenbefragungen, dass die meisten innerhalb weniger Monate eine Stelle finden. Länger als ein Jahr warten die wenigsten. Ich habe an der Studie der Unternehmensberatung Ernst & Young ernsthafte Zweifel. Im vergangenen Jahr teilte mir die IHK mit, dass es eine Untersuchung über den Nachwuchsmangel in Schleswig-Holstein bis zum Jahre 2030 gebe. Danach beziffern die heimischen Unternehmen ihren Bedarf an akademi-

FH-Präsident Prof. Dr. Udo Beer plädiert für das Promotionsrecht an Fachhochschulen, um zum Beispiel Ingenieurinnen und Ingenieure in Schleswig-Holstein zu halten.

„Wir brauchen ein festeres Commitment, wie es zum Beispiel mit dem Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag bereits besteht.“

schen Bewerbungen mit 8.000. Von einem echten Mangel kann nicht die Rede sein, so viele werden wir bis 2030 lässig ausbilden – das schafft allein die Fachhochschule Kiel. Das Problem Fachkräftemangel ist nach dieser Studie eher bezogen auf Menschen mit dualer Ausbildung.

Wie vernetzt ist die Fachhochschule Kiel denn insgesamt mit der Wirtschaft?

Ich denke, wir müssen unterscheiden zwischen den Unternehmen und den Verbänden sowie Kammern. Die Beziehungen zu den Unternehmen sind hervorragend: Wir erhalten über unsere Forschungs- und Entwicklungszentrum Fachhochschule Kiel GmbH jede Menge privatwirtschaftliche Aufträge. Aber kleinere Unternehmen in Schleswig-Holstein, deren Unternehmensführung nicht selbst studiert hat, haben Berührungängste. Dort kommt die Leitung nicht so leicht auf die Idee, bei einer Uni oder Fachhochschule anzurufen und um Hilfe zu bitten, was bei den mittleren und größeren Unternehmen im Lande absolut üblich ist.

Gute und dennoch ausbaufähige Vernetzung im Bereich der Forschung und Entwicklung also, aber wo könnten Hochschule und Wirtschaft noch enger kooperieren?

Im Bereich der akademischen Weiterbildung ist noch eine Menge zu tun. Dort schlummert Potential, ich habe aber bis jetzt keine klare Bedarfsanforderung der Wirtschaft vorliegen. In der Vergangenheit haben wir im Bereich der Weiterbildungsmaster Erfahrungen gesammelt und da – das konnten wir feststellen – ist das Interesse der hiesigen Wirtschaft sehr gering.

Die Unternehmen schicken hin und wieder ein, zwei Studierende und dann kommt jahrelang nichts. Auf so einer Basis können wir nicht kalkulieren; wir dürfen für die Weiterbildung der Beschäftigten der hiesigen Unternehmen keine Steuergelder verbrennen. Wir brauchen ein festeres Commitment, wie es zum Beispiel mit dem Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag bereits besteht. Der sh:z verpflichtet sich, jedes Jahr bis zu 20 Studierende in den Weiterbildungsstudiengang Journalismus und Medienwirtschaft zu schicken, wodurch wir eine solide finanzielle Grundlage haben. Diese Kooperation ist für unser Land jedoch eher untypisch, weil wir eine Kultur von eher kleinen bis mittleren Unternehmen haben, die nicht von sich aus eine Gruppe von 20 Weiterbildungsmastern stemmen können. Ich möchte das wirtschaftliche Risiko nicht tragen. Wenn der Unternehmerverband oder eine Kammer das übernehmen und dafür sorgen würde, dass jedes Jahr 20 Plätze voll genutzt werden – wunderbar.

Mit welchen schleswig-holsteinischen Branchen könnten Sie sich solche Kooperationen vorstellen?

Die Elektroindustrie hierzulande hat durchaus einen großen Bedarf und sucht händierend Ingenieure und Ingenieurinnen.

Gibt es diesbezüglich konkrete Überlegungen seitens der Hochschule?

Wir haben einmal versucht, der heimischen Wirtschaft spanische Ingenieurinnen und Ingenieure zu vermitteln. Die Grundidee war folgende: Wir wollten Mechatronikerinnen und Mechatroniker mit Bachelorabschluss aus Spanien in Deutschland parallel zu einer Berufstätigkeit einen Masterstudiengang und Deutschunterricht anbieten. Über ein Jahr lang haben wir diesen Ansatz als Projekt verfolgt, sind in die Vorleistung gegangen, doch die Idee ist in unserer Region nicht auf fruchtbaren Boden gefallen.

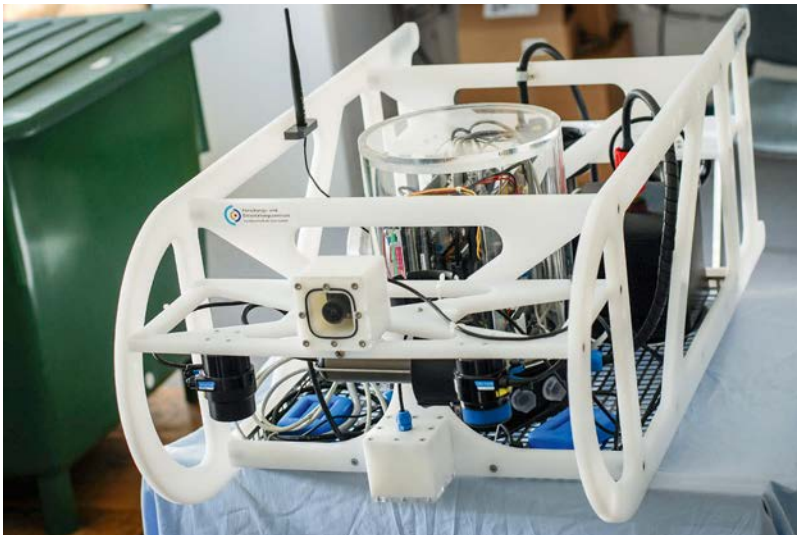
Passt das dazu, dass sich die IHK-Vollversammlung im Jahr 2014 skeptisch über ein Promotionsrecht für Fachhochschulen im Land geäußert hat?

Ja, und ich kann das nicht so recht nachvollziehen. Die Beziehungen zwischen der FH und der IHK sind eigentlich sehr gut, wir haben auch einen Kooperationsvertrag unterzeichnet. Auf mich wirkt die Ablehnung ein wenig unreflektiert, schließlich gewinnen die regionalen Unternehmen ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eher von den Fachhochschulen als von den Universitäten. Und wir besetzen Felder, die für die Wirtschaft eine Schlüsselbedeutung haben: Maschinenbau und Schiffbau an der FH Kiel, Bauingenieurwesen und Architektur an der FH Lübeck. Die Fachhochschulen im Land bieten alle „Spezialitäten“, die an Universitäten gar nicht gelehrt werden: Es wird niemals promovierte Maschinenbauer oder Schiffsbauingenieurinnen von der Universität Kiel oder den anderen beiden Universitäten geben. Darum verstehe ich nicht, warum die Vollversammlung der IHK glaubt, dass sie auf promovierte Ingenieurinnen und Ingenieure in diesen Schlüsselbranchen verzichten kann. Ich sehe dies nicht zuletzt anders, weil die IHK gleichzeitig auch der Auffassung ist, die Innovationskraft Schleswig-Holsteins sei entwicklungsfähig. Unternehmen können nur innovativ sein, wenn sie bestimmte Felder akademisch tiefer durchdringen. Das Promotionsrecht ist für mich auch ein mögliches Bindemittel für gut ausgebildete und engagierte Ingenieurinnen und Ingenieure: Verbaut die heimische Wirtschaft den regional interessierten Studierenden den Weg in die Promotion, gehen diese eben nach Süddeutschland und bleiben auch dort. Deswegen brauchen wir auch die Luft nach oben zur Promotion – andernfalls führt es eben zu dem unerwünschten Ergebnis des vielbeklagten Braindrain.



EINE KNAPPE KISTE MIT ÜBERRASCHENDEM ERFOLG

Aufs Feiern hatte sich das FH-Team für Autonomous Underwater Vehicles (AUV – autonome Unterwasserfahrzeuge) bei seinem Aufenthalt im norditalienischen La Spezia gar nicht eingestellt. Ziel war es, sich bei der „Student Autonomous Underwater Challenge – Europe“ (SAUC-E) im September 2014 mit dem selbstkonstruierten Unterwasserroboter zumindest für den Finaltag zu qualifizieren. Tatsächlich haben die Studierenden mehr geschafft als sie sich erträumt hatten.



Im Verhältnis zu größeren Modellen ist das AUV „ROBBE 131“ der FH Kiel mit 45 Kilogramm ein Leichtgewicht und eignet sich hervorragend zu Forschungsaktivitäten im Flachwasserbereich.



Während des Wettbewerbs im Hafenbecken von La Spezia behielten einige Teammitglieder das AUV bei seiner Mission vom Boot aus immer im Auge.

Der zweite Platz in der Gesamtwertung und der erste Preis für das Best Journal Paper, dieses Ergebnis überraschte dann doch alle im Team. Vielversprechende Andeutungen hatte die Jury des SAUC-E zwar schon während des Wettbewerbs gemacht, aber an einen großen Erfolg wollte niemand aus der AUV-Gruppe TomKyle* recht glauben. „Auf Aussagen wie ‚Wir wollen noch nichts verraten, aber das war wirklich gut‘ wollten wir uns nicht verlassen“, erzählt Deike Fietz, die am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik Technologiemanagement und -marketing studiert. „Manche Menschen sind schließlich einfach höflich.“ Da das Kieler Team sein Fahrzeug zum ersten Mal mit anderen messen konnte, war die Unsicherheit groß: Bis das Ergebnis bekannt gegeben wurde, konnten die Mitglieder weder die Leistung der Konkurrenz noch ihre eigene einschätzen. Denn bei der Lösung der Aufgaben standen sie durchaus vor Problemen: Ein Sensor fiel aus, das AUV musste neu gestartet werden. „Etwas beruhigter waren wir, als wir merkten, dass bei den anderen Teams der Schuh an ähnlichen Stellen drückte“, sagt die 24-Jährige, „aber es war schon eine knappe Kiste.“

So richtig ins Schwitzen gekommen war das Team schon eine Woche vor dem Wettbewerb, als das Herz des AUV, das Mainboard, den Geist aufgab. Noch bis kurz vor dem Start waren einige wichtige Algorithmen aus Zeitmangel nicht

fertig programmiert und auch im Verlauf des siebentägigen Wettbewerbs tüftelten alle Mitglieder fortwährend an ihrem AUV herum. Vor allem, um es an die Bedingungen vor Ort anzupassen, denn der Roboter verhielt sich wegen des höheren Salzgehalts im Mittelmeer anders als bei den Testläufen in Kiel. „Zum Glück hatten wir unser AUV zuhause an verschiedenen Orten wie im Freibad oder in der Schwentine ausprobiert und wussten daher ungefähr, wie sich verschiedene

„Etwas beruhigter waren wir, als wir merkten, dass bei den anderen Teams der Schuh an ähnlichen Stellen drückte.“

Umgebungen auswirken können“, sagt Schiffbau-Student Andreas Kaschube. So sahen auf dem Sonarbild beispielsweise die Kaimauern in La Spezia deutlich anders aus als die in Kiel. „Sie sind mit vielen Algen und Muscheln bewachsen, die das Echo viel besser schlucken. Auch darauf mussten wir unsere Detektoren einstellen.“

Andere Probleme, mit denen das Team fest gerechnet hatte, lösten sich vor Ort in Luft auf: Ein Sensor, mit dem es immer gehapert hatte, funktionierte plötzlich erstaunlich gut. Um sich für das Finale zu qualifizieren, musste das Team

* ursprünglicher Name der Stadt Kiel aus dem 13. Jahrhundert



Zum Zeitpunkt des Wettbewerbs zählte das AUV-Team zehn Mitglieder (v. l.): Prof. Dr.-Ing. Sabah Badri-Höber, Sebastian Noack, Marcel Rothenbeck, Deike Fietz, Andreas Kaschube, Emanuel Wenzlaff, Mattes Jähne, Dennis Hagedorn, Ansgar Zimmak – es fehlt Lars Wolff. (o.) Gemeinsam reisten alle im September 2014 ins norditalienische La Spezia – die Chance, sich erstmals mit anderen Teams zu messen, ließ sich niemand entgehen. (u.)



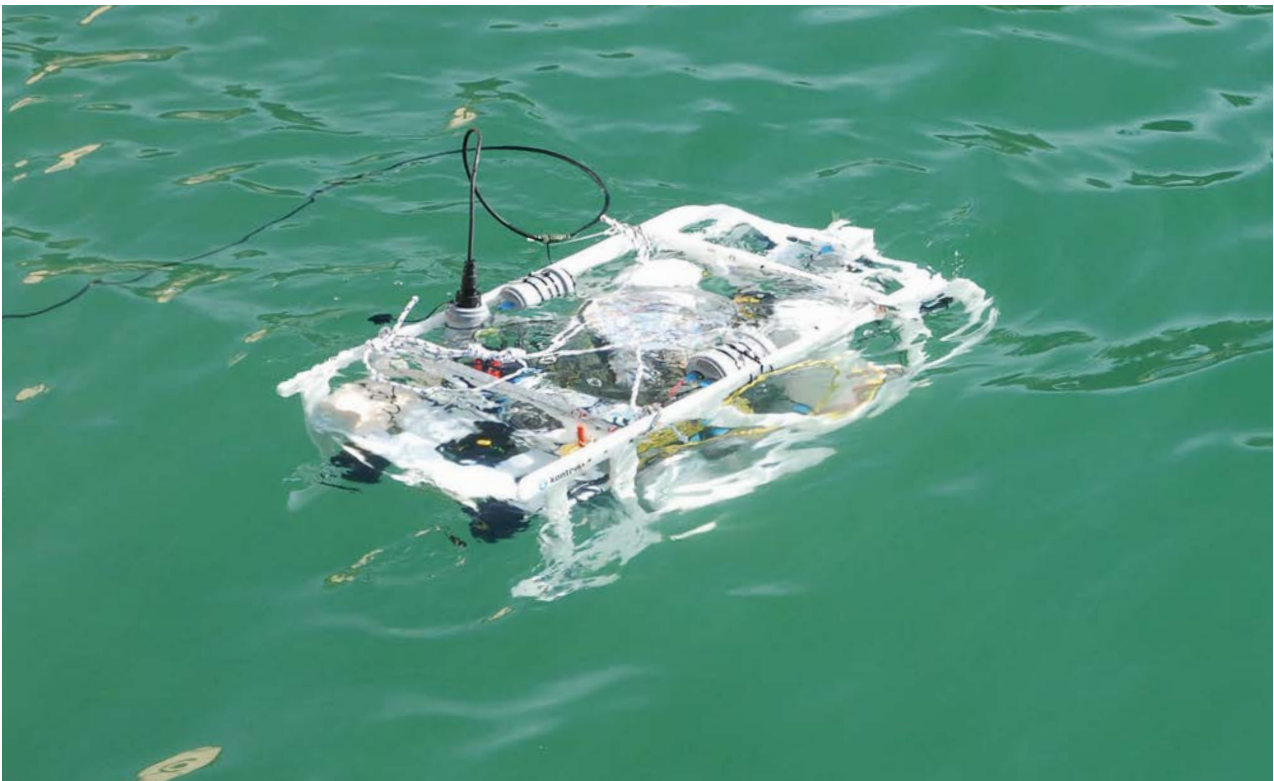
sein AUV durch ein sogenanntes Validation Gate manövrieren – ein zwei Meter breites Tor aus Bojen. Das sei, vereinfacht gesagt, viel komplizierter als mit einem Auto, betont Deike Fietz, denn ein AUV habe ein anderes Bewegungsverhalten. „Es lässt sich nicht nur auf der Ebene, sondern auch nach oben und unten bewegen, also im dreidimensionalen Raum“, erklärt die Studentin. Mal ganz abgesehen davon, dass es von der Strömung erfasst und abgetrieben werden kann.“

„Autonome Unterwassertechnologie ist hochkomplex und man ist nie vor Überraschungen sicher.“

Ein Sensor zeige an, welche Strecke das AUV zurückgelegt hat. Den brauche man beim Autofahren nicht. „Bei einem Autoreifen mit einem Umfang von 80 Zentimetern bringen mich zwei Radumdrehungen 1,6 Meter voran. Beim AUV muss ich die Motoren auf eine bestimmte Art ansteuern, schauen, was der Sensor für Werte liefert und diese rückkoppeln.“ Weitere Punkte konnten die Teams sammeln, indem sie in 40-minütigen Timeslots wahlweise Objekte wie Bojen oder eine Blackbox optisch oder akustisch im Wasser aufspürten, mit einem

zweiten AUV kommunizierten und es als Unterstützung anforderten, Unterwasserstrukturen ausfindig machten und davon 3-D-Modelle erstellten oder verschiedene Aufgaben miteinander verketteten.

Nicht alles, was sich das Kieler Team vornahm, klappte einwandfrei, daher war die Freude über den Erfolg groß – hatte das AUV doch seine Bewährungsprobe mit Bravour bestanden, wie auch Marcel Rothenbeck, AUV-Ingenieur am GEOMAR, fand: „Autonome Unterwassertechnologie ist hochkomplex und man ist nie vor Überraschungen sicher. Deshalb ist es schon eine kleine Sensation, mit einer kompletten Neuentwicklung in einem internationalen Wettbewerb auf Anhieb einen zweiten Platz zu erreichen.“ Rothenbeck hatte das Projekt der FH-Studierenden mit initiiert und von Anfang an betreut. Ziel sei immer die Teilnahme an dem Wettbewerb gewesen, erklärt Projektleiterin Prof. Dr.-Ing. Sabah Badri-Höber aus der Arbeitsgruppe Digitale Signalverarbeitung der FH Kiel. Auf der Suche nach einem Kooperationspartner war die AUV-Gruppe des GEOMAR Helmholtz-Zentrums für Ozeanforschung Kiel Ende 2012 an die Professorin vom Fachbereich Informatik und Elektrotechnik herantreten. Gemeinsam sollte ein leicht zu handhabendes Unterwasserfahrzeug entwickelt werden, das



Autonome Unterwasserfahrzeuge ermöglichen den Zugang zu Meeresregionen, die sonst nicht oder nur mit großem Aufwand erreichbar sind. Viele Erkundungsaufgaben im Flach- und besonders im Tiefwasser sind ausschließlich durch ihren Einsatz zu bewältigen. Beim SAUC-E-Wettbewerb mussten die Teams ihre Roboter zum Beispiel dazu bewegen, Objekte zu verfolgen und aufzufinden sowie Tore zu passieren.

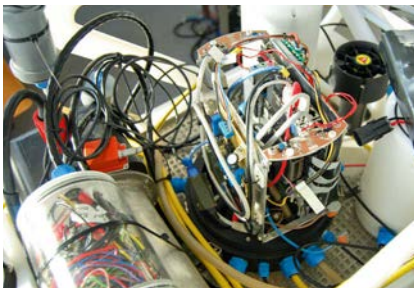
sich – anders als das von GEOMAR bereits betriebene 880 Kilogramm schwere Modell – für Forschungsaktivitäten im Flachwasserbereich eignet. Über eine Finanzierung der Helmholtz-Initiative ROBEX (Robotische Exploration unter Extrembedingungen) stellte GEOMAR die Mittel für die Sensorik des Unterwasserfahrzeugs bereit und schon im Januar 2013 machte sich ein kleines Team an die Arbeit.

„Der Einsatz von Unterwasserrobotern könnte immense Kosten einsparen.“

Das Ergebnis ist heute einen Meter lang, 50 Zentimeter breit, rund 50 Zentimeter hoch und wiegt 45 Kilogramm. GEOMAR unterstützte die Fertigung von Bauteilen und stand den Studierenden mit fachlichem Rat zur Seite. Teammitglied Andreas Kaschube schätzt das Know-how der Fachleute. „Ich bin oft hingegangen, um direkt abzuklären, ob meine Überlegungen Sinn ergeben und in der Umsetzung funktionieren können, oder auch nachzuhaken, welche alternativen Methoden es gibt.“ Neben seiner Arbeit als Projektleiter verantwortet er gemeinsam mit einem Kommilitonen die Konstruktion und die gesamte Mechanik des Roboters. Der Student vom Fach-

bereich Maschinenwesen ist durch sein Interesse an der Sonartechnik zum Team des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik gestoßen. Er sieht große Chancen, später als Schiffbauer in der AUV-Branche zu arbeiten. Ob zur Kartierung des Meeresbodens, bei der Untersuchung von Methanvulkanen oder Flugzeugabstürzen oder der Wartung von Pipelines und Offshore-Windparksanlagen – der Markt der unbemannten Unterwasserfahrzeuge sei in Industrie und Wissenschaft schließlich groß im Kommen und werde stark gefördert. „Tauchereinsätze sind irre teuer, aufwendig und auch gefährlich. Der Einsatz von Unterwasserrobotern könnte immense Kosten einsparen“, erklärt der 23-Jährige.

Deike Fietz ist über ihre studienintegrierte Projektarbeit im AUV-Team gelandet – und geblieben. Inzwischen ist sie im Rahmen ihrer Bachelorthesis zuständig für die autonome Navigation des AUV mit Sonar, einem Verfahren zur Ortung von Gegenständen mithilfe ausgesandter Schallimpulse. Sie sorgt dafür, dass das Fahrzeug gleichzeitig eine Umgebungskarte erstellt und sich selbst darin lokalisiert. SLAM (Simultaneous Localization and Mapping) heißt das in Fachkreisen – ein sehr anspruchsvoller Bereich, aber gerade das sieht sie als eine riesige Chance. „Teilweise muss ich mich schon durchbeißen, aber es fällt mir nicht so schwer, weil es mich sehr interes- ›



Mit der FH Kiel nahm erstmals ein Fachhochschulteam am SAUC-E-Wettbewerb teil. Dass sie gleich einen Platz auf dem Siegertreppchen ergatterten und für ihre wissenschaftliche Ausarbeitung auch die Urkunde für das „Best Journal Paper“ mit nach Hause nehmen konnten, machte die Tüftlerinnen und Tüftler daher besonders stolz.



Fotos: privat

siert.“ Die Arbeit ermögliche tiefere Einblicke in die Praxis als es sonst im Studium möglich sei. „Alles, was ich entwickle, setze ich praktisch um, und ich bekomme auch gleich ein Feedback, ob es tatsächlich funktioniert.“ Und noch einen Pluspunkt vergibt sie für das Projekt: Als sie sich um Praktika bewarb, wurde ihr zum ersten Mal bewusst, wie hoch potentielle Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber Engagement über das Pflichtstudium hinaus einstufen.



Wer Lust hat, das AUV-Team zu unterstützen, kann gerne montags bis freitags zwischen 9 und 15 Uhr in den Büros C13-3.11 oder C13-3.13 am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik in der Grenzstraße 5 vorbeischauen.

Diese Argumente müssten doch auch weitere Studierende motivieren, in die faszinierende Unterwasserroboterwelt abzutauchen und das Team zu verstärken, findet sie. „Nur keine Scheu! Jede und jeder kann bei uns klein anfangen und sich dann weiterentwickeln und spezialisieren. Auch wer befürchtet, zu wenig Zeit zu haben, soll gerne mal vorbeikommen – wir haben bisher immer eine Lösung gefunden. Niemand muss mehrere Tage in der Woche opfern, für kleinere Aufgaben reichen manchmal schon wenige Stunden aus und bei uns kann man sich seine Zeit sehr frei einteilen.“ Aufgabenbereiche gibt es viele: Sensorik, Bildverarbeitung, Platinenlayout, Batteriemangement, die Entwicklung der Benutzeroberfläche GUI (Graphical User Interface), Konstruktion und KI-Programmierung, um nur einige zu nennen. Doch auch aus Fachbereichen wie Medien und Wirtschaft, die vielleicht nicht unmittelbar mit Unterwasserfahrzeugen

zu tun haben, wünscht sich das Team Unterstützung. „Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit sind sozusagen unsere Waisenkinder. Bisher müssen wir diese Themen nebenbei erledigen, ohne viel Ahnung davon zu haben“, bedauert Deike Fietz. Das Projekt sei klar umrissen mit festen Regeln, so Prof. Badri-Höher, verschiedene Disziplinen müssten eng abgestimmt zusammenarbeiten. Anders funktioniere das auch gar nicht, bestätigt Deike Fietz. Niemand könne nur stur sein eigenes Ding machen und nicht nach links und rechts gucken – schließlich solle ein funktionierendes Gesamtsystem entstehen. Auch Andreas Kaschube schätzt das interdisziplinäre Arbeiten, sein „kleiner Elektrotechnik-Grundkurs“ habe ihm nicht geschadet. „Ich kann inzwischen löten und die meisten Kabel konfektionieren. Mein Grundwissen zum Umgang mit Gleich-, Wechsel- und Drehstrom ist deutlich gewachsen.“

Andreas Kaschube wird seine elektrotechnischen Kenntnisse auch künftig weiter ausbauen können, denn nach dem Erfolg in Italien ist nur kurzfristige Ruhe eingekehrt: In diesem Jahr peilen die Studierenden die Teilnahme an einem weiteren Wettbewerb an. Dessen sogenannte Mission Rules diskutierte das Team schon am Ende des Jahres 2014. So sind alle auf dem gleichen Stand und wissen, wohin die Reise gehen soll.

Katja Jantz



plietsch

BRANDNEU UND SELBSTGEMACHT

Zur zehnten Ausgabe und somit zum fünften Geburtstag des Campusmagazins viel. haben sich Studierende aus dem Fachbereich Medien ein besonderes Geschenk ausgedacht: plietsch – ein Magazin von Studierenden für Studierende. Während bei der viel. die Hochschule im Fokus steht, macht plietsch schlau bei Themen wie: Was mache ich nach der Vorlesung, wie will ich wohnen, wer bietet veganes Essen, wo kann ich mich auch mal austoben und mit wem gehe ich wohin feiern? Wichtige Fragen, wenn das Studium gelingen soll.

Wie die viel. im Wintersemester 2009/10 wurde auch die erste Ausgabe der plietsch 2014/15 im Rahmen eines Wahlpflichtfachs entwickelt. Nun stellt sich die Redaktion auf eigene Beine und erstmals dem kritischen Blick der Studierendenschaft. Ich wünsche dem neuen Magazin viel Erfolg, viele engagierte Unterstützerinnen und Unterstützer sowie mindestens zehn spannende Ausgaben.

Prof. Heidi Kjær



IMMER ÖFTER – FRAUEN UND TECHNIK!

Vielleicht haben die zahlreichen Kampagnen tatsächlich etwas bewirkt, in jedem Fall hat sich die Zahl der Informatikstudentinnen nach Angaben der Initiative „Komm mach MINT“ seit 2002 fast verdoppelt. Auch an der FH Kiel schreiben sich immer mehr Frauen für den Bachelorstudiengang Informationstechnologie und Internet sowie den Masterstudiengang Informationstechnologie/Information Technology ein, wie Prof. Dr. Robert Manzke beobachtet hat. Vier von ihnen erzählten Studentin Lisa Pandelaki, warum sie sich dafür entschieden haben.



Foto: Pat Scheidemann

Prof. Dr. Robert Manzke

Ich lehre seit zweieinhalb Jahren am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik. In dieser Zeit ist die Anzahl der weiblichen Studierenden im Studiengang Informationstechnologie und Internet stetig gestiegen. Aktuell verzeichnen wir sowohl im Bachelor als auch im Master circa 15 Prozent Studentinnen – zu meiner Studienzeit waren es gerade einmal ein bis zwei Prozent. Woran das liegt, kann ich gar nicht genau sagen. Unser Fachbereich veranstaltet zwar Informationstage für Schülerinnen und Studieninteressierte, der Andrang dabei ist jedoch überschaubar. Ich vermute, es liegt vor allem an der Mund-zu-Mund-Propaganda: Studentinnen, die hier erfolgreich studiert haben oder noch dabei sind, berichten in ihrem Umfeld von ihren positiven Erfahrungen.

Wer einen Blick auf unseren Campus wirft, erkennt leicht, wer Informatik und wer beispielsweise Medien studiert. Ein etwas anderes Erscheinungsbild und irgendwie nerdig: Informatiker bzw. Techniker im Allgemeinen – dieses Vorurteil entspricht oftmals der Wahrheit und kann vielleicht auf Frauen abschreckend wirken. Ich plädiere deshalb dafür, sich den Stereotypen zu widersetzen und lieber die Berufsaussichten zu betrachten. Im aktuellen Lehrbetrieb ist es für mich manchmal herausfordernd, Studentinnen in Anrede und Berufsbezeichnungen richtig zu adressieren. Ich versuche, möglichst ein Neutrum zu verwenden, das alle einschließt. Grund dafür ist sicher auch, dass ich einige Jahre im englischsprachigen Raum verbracht habe. Dort und anderswo ist der Frauenanteil in technischen Fächern übrigens deutlich höher.

Auch unser Fachbereich kann von dem gestiegenen Frauenanteil profitieren. Denn wir schreiben immer wieder Stellen aus, die bevorzugt von Frauen besetzt werden können, und suchen daher nach qualifizierten Bewerberinnen. Je mehr Frauen einen technischen Abschluss erhalten, desto mehr sind auf dem Markt, die sich beispielsweise auf Dozentenstellen bewerben können.



Foto: Pat Scheidemann

Jana Kröger (21), Bachelorstudentin

Ich bin ein unentschlossener Typ. Meinen Studiengang habe ich nach dem Ausschussverfahren gewählt und bin damit bisher sehr gut gefahren. Wir haben wirklich bei null angefangen, so hatte ich auch ohne Vorerfahrung keine Probleme mitzukommen. Wenn ich anderen erzähle, was ich studiere, sind die meisten begeistert – negative Erfahrungen habe ich weder im noch außerhalb des Studiums gemacht. Das praktische Arbeiten an der Fachhochschule macht mir viel Spaß, besonders Datenbanken zu entwerfen und umzusetzen.

Außerhalb der normalen Pflichtveranstaltungen engagiere ich mich unter anderem bei „Roberta“. Das ist ein Programm, bei dem Kinder und Jugendliche mit einfachen Mitteln Legoroboter programmieren, sodass diese zum Beispiel Golf spielen können. „Roberta“ ist speziell für Mädchen gedacht, es gibt aber auch gemischte Gruppen. Ich helfe gerne dabei mit, alte Rollenbilder aufzuweichen, in denen Mädchen Barbies und Jungs Technik geschenkt bekommen.



Foto: Hartmut Ohm

Antea Xhillari (22), Masterstudentin

In my class we are not more than 15 female students. In the beginning that was quite surprising for me, because in Albania, where I got my Bachelor's degree, more than 50 percent of the students are female. But I don't feel uncomfortable in that present situation. In contrast, I do like the atmosphere in my course: everybody is really friendly and nobody looks down on me because I'm a woman.

Going into a technical field was not based on a long term passion, but on a logical decision. I knew that Information Technology would open worldwide perspectives for me. I decided to work for a secured future. And it's not as difficult as everybody thinks. Sure at least once per semester I thought about quitting and going for medicine or psychology instead. My parents always encouraged me to continue and I'm happy I did. Because over the time my self-confidence grew with the amount of semesters I passed. And today I can say: I am passionate about my studies.



Foto: Hartmut Ohm

Laura Freudenberg (19), Bachelorstudentin

Informatik hat mich schon in der Schule interessiert. Den meisten anderen Mädchen war das Thema zu schwierig, aber mir wurde schnell klar, dass ich in diese Richtung gehen wollte. So kompliziert ist es gar nicht, man braucht nur Interesse und Motivation. Nach der Schule entschied ich mich zunächst für eine Ausbildung, denn ein Studium hat mir irgendwie Angst gemacht – ich dachte, das schaffe ich nicht. Aber als ich von den Ausbildungsbetrieben nur Absagen bekam, habe ich mich doch überwunden und ans Studieren gewagt. Mein Umfeld hat sehr positiv auf meine Entscheidung reagiert, in die IT zu gehen. Die meisten bewundern, dass ich mich das traue.

Bislang plane ich nicht, nach meinem Abschluss einen Master dranzuhängen, ich möchte lieber schnell ins Berufsleben einsteigen. Am liebsten programmiere ich Webseiten, wenn ich in dem Bereich einen Job finden würde, wäre das toll – bei den wenigen Frauen in dem Berufsfeld stehen die Chancen auch ganz gut.



LINIE 11

VIERTER EINBLICK

AUF EINE SCHACHTEL MIT PETER HERTLING

Vom Kino zum Film

Vor mir sitzt Peter Hertling, Professor für Film- und TV-Journalismus an der FH Kiel. Zwischen uns steht sein ausladender Schreibtisch, darauf ein Meer von Büchern, Zettel und Arbeiten von Studierenden, dazwischen liegen seine selbstgedrehten Zigaretten. Ich filme das Interview. Immer wieder blickt Hertling kurz zur Kamera, fragt, wie er am besten sitzen soll und räuspert sich. Er wirkt fast ein bisschen aufgeregt. „Das ist erst das zweite Interview, das ich gebe“, gibt er zu. Kaum zu glauben bei einem Menschen, der schon so viel erlebt und den größten Teil seines Lebens für das Fernsehen gearbeitet hat. Was an den Wänden hängt, ist scheinbar zusammenhanglos: Familienfotos, Filmrollen, Kunst aus Papua-Neuguinea und Poster, die hohe, schneebedeckte Berge zeigen. Erinnerungen an vergangene Tage. Ihr Zusammenhang liegt in dem Mann, der hier vor mir sitzt.

Hertling wird mit dem Film groß. Sein Vater besitzt mehrere Kinos und noch heute hängt dem Sohn der sinnliche Duft von Film und Filmmitt in der Nase, wenn er von seiner Kindheit und Jugend spricht. Der Film als Mischung von Handwerk und Kunst – dieses Verständnis ist bis heute bei ihm bestehen geblieben. Trotzdem oder vielleicht genau deswegen entscheidet er sich zunächst gegen einen Beruf beim Film. Das Meer fasziniert ihn und auch die Marinegeschichten seines Vaters begeistern ihn. Hertling möchte Schiffsingenieur werden. Die Fahrten gefallen ihm, doch seine technischen Fähigkeiten wachsen nicht mit den zurückgelegten Seemeilen. Nach sechs Jahren verlässt er die Marine, beginnt ein Studium der Politologie, besucht die Journalistenschule in München, ab-

solviert, mit dem Elan junger Jahre, parallel ein Volontariat bei einer Filmproduktionsfirma und dreht seinen ersten Dokumentarfilm, „Der Verfassungskonvent auf Herreniemsee“. Der Film hat ihn wieder. Und diesmal richtig. Bis heute schlägt sein Herz für den Film vom Corporate-Video bis zum Dokumentarfilm.

In München beginnt Hertling, die Karriereleiter Stufe für Stufe zu erklimmen: vom Regieassistenten zum freien Mitarbeiter beim Bayerischen Rundfunk. Doch das süddeutsche Klima macht seiner Frau zu schaffen und auch er selbst fühlt sich in München nicht ganz heimisch. So kommen sie wieder zurück in den Norden und Hertling zum ZDF Landesstudio Schleswig-Holstein. 1984 macht er sich als Dokumentarfilmer selbstständig. Er arbeitet für nationale und internationale Sender und bereist fast die ganze Welt.

Hertling bezeichnet sich selbst als Autorenfilmer: einen Filmemacher, dessen Werke immer persönliche, wertende Tendenzen aufweisen. Umweltschutz ist ihm zum Beispiel sehr wichtig. So arbeitet er einige Male mit Greenpeace zusammen. Hinter vorgehaltener Hand erzählt er, dass er trotzdem auch den kürzesten Weg mit dem Auto zurücklegt. Er ist eben auch nur ein Mensch.

Der Film ist sein Element. Durch seine Erfahrungen bei der Marine gilt er als Experte für alles, was mit Meer und Seefahrt zu tun hat. 1983 treffen sich in der damaligen deutschen Hauptstadt Bonn die Staaten, die den sogenannten Antarktisvertrag unterzeichnet hatten, der eine





LINIE 11

Kiels Buslinie 11 verbindet nicht nur die verschiedensten Stadtteile, sondern auch die FH Kiel mit ihren Studierenden. Im Bus und entlang seiner Strecke findet sich Stoff für unzählige Geschichten, die es zu entdecken und zu erzählen lohnt. Genau das machen Studierende des Fachbereichs Medien auf der multimedialen Internetplattform www.die11.de. Sie bietet ersten journalistischen Versuchen ebenso einen Rahmen wie Beiträgen, die professionellen Ansprüchen genügen. Die Studierenden lernen, Videos, Fotos, Texte, Ton und Links so miteinander zu verknüpfen, dass die Leserinnen und Leser Dinge erfahren, die ihnen ein Printartikel, ein Hörfunk- oder Fernsehbeitrag alleine nicht hätte vermitteln können. Das Team freut sich über Ihren Besuch!

„Wenn ich Eisberge sehe, wird's mir warm ums Herz“

ausschließlich friedliche und forschungsorientierte Nutzung der Antarktis festsetzte. Im Zuge dieser Konferenz kommt ein allgemeines Interesse an der Antarktis auf. Da dieser südlichste Teil der Erde nur mit dem Schiff zu erreichen ist, schickt man nach Hertling, dem Experten für Maritimes. Sein größtes Abenteuer beginnt. Mit dem Flugzeug geht es nach Neuseeland. Die Eindrücke dort sind gigantisch. Saftig grüne Täler wechseln sich ab mit schneebedeckten Bergen, daneben traumhafte Strände, an denen man magische Sonnenuntergänge beobachten kann. Doch Hertling kann das alles nur kurz genießen, denn Neuseeland ist nicht nur der letzte Stopp vor der großen Seefahrt nach Süden, sondern auch ein Trainingslager für den Ernstfall. Beispielsweise das Klettern im Eis. Einen Gletscher zu besteigen mit kompletter Ausrüstung und zusätzlich schwerem Filmequipment, ist gar nicht so einfach. Vor allem für Hertling, der Sport eher aus dem Fernsehen als aus dem täglichen Leben kennt. Und während die waghalsige Kraxelei eigentlich alle Aufmerksamkeit beansprucht, darf das Filmen nicht vergessen werden: Er soll über die Expedition berichten und das mit den bestmöglichen Aufnahmen. Bei all den Strapazen kommen ihm immer wieder Zweifel. Eigentlich sieht er sich als Schreibtischmenschen, der recherchiert und textet. Das Rausgehen und Drehen ist dabei eher das notwendige Übel. Er hat dieses Abenteuer nie gesucht. Es hat ihn trotzdem gefunden.

Heute als Professor an der FH ist Hertling bei seinen Studenten als etwas vergesslich bekannt. Man weiß, es ist besser, mit einem Anliegen einmal persönlich bei ihm vorbeizukommen und zusätzlich eine E-Mail zu schreiben. Wenn keine Antwort kommt, wundert sich aber auch niemand, der auch nur einmal einen Blick auf Hertlings Schreibtisch geworfen hat. Umso erstaunlicher sind die vielen kleinen Details,

Daten, Namen und Fakten, an die sich Hertling in Bezug auf seine eigene Vergangenheit erinnert. Beim Thema Antarktis scheint er die laufende Kamera gänzlich zu vergessen und schwelgt in den schönen Erinnerungen seines Abenteurers. Als Kind träumte er von Timbuktu mit weißen Sandbergen, unbarmherzig heißer Sonne und wenig Wasser. Erst als er in der Antarktis ankommt, wird ihm klar, dass der Ort, der seine Gedanken gefangen nimmt, zwar auch weiß ist, aber mit schneebedeckten Bergen, dass die Sonne dort manchmal nicht untergeht, jedoch kaum Kraft entfaltet und die Wassermassen dort in ihren wechselnden Aggregatzuständen unberechenbar sind.

Das Filmteam ist bei der Expedition Teil der Forscherteams und muss genau wie alle anderen bei allem mit anpacken. Hubschrauber be- und entladen, Zelte aufbauen, kochen und abwaschen. Dabei ist Hertling immer auf der Suche nach einer Geschichte. Das Filmteam folgt den einzelnen Forscherteams auf Exkursionen mit dem Hubschrauber, dem Schlitten oder zu Fuß. Die Landschaft ist atemberaubend und das Leben auf einem so unwirtlichen Kontinent macht nachdenklich. „Die Antarktis macht eitel und gleichzeitig auch wieder bescheiden“, philosophiert Hertling. Doch ich nehme es ihm ab. Denn ein Mensch, der seine eigene Eitelkeit durchschaut, ist schon wieder bescheiden. Es ist deutlich zu erkennen, dass hier ein Mann vor mir sitzt, der trotz all seiner Erlebnisse und Erfahrungen auf dem Boden geblieben ist. Er ist, wie er ist und nimmt sich selbst nicht zu ernst. Was andere von ihm denken, weiß er nicht, es kümmert ihn auch gar nicht.

Noch vier weitere Male reist Hertling mit seinem Kameramann Arno Scheffler in die Antarktis. Und er würde es wieder tun. Allerdings

Die Kälte in der Antarktis macht Peter Hertling wenig aus. Die Eislandschaften faszinieren ihn. Und auch mit den Bewohnern freundet er sich schnell an.





Fotos: privat

Bevor er sich als Dokumentarfilmer selbstständig macht, arbeitet Peter Hertling als Journalist im Ressort Nachrichten und Politik beim ZDF Landesstudio Schleswig-Holstein.

In der Welt und Zuhause

ohne Kamera und mit einem Touristenschiff. Vielleicht mit seiner Frau, um ihr seine andere große Liebe zu zeigen.

Wie wohnt ein Mann, der schon die ganze Welt gesehen hat? Ich stelle mir ein norddeutsches Klinkerhaus vor, mit vielen Regalen voller Bücher zu verschiedensten Themen. Da sind zum einen die Bücher über Film: Montagetheorie, Dokumentarfilme drehen, Filmfinanzierung. Dann welche zum Journalismus. Und natürlich über Politik. Eine kleine Abteilung gibt es, in der Sprachführer stehen, damit er sich in den fernen Ländern verständigen kann, die er bereist.

Stimmt, bestätigt Hertling. Auf einem anderen Regalbrett lägen nur Steine. Steine aus aller Herren Länder – Mitbringsel und Andenken – zwanzig Kilo insgesamt. Die drei schönsten, erzählt er, habe er einfassen lassen und seiner Frau als Kettenanhänger geschenkt. Vor den Regalen stehe ein gemütlicher Sessel, in dem wahlweise gelesen oder ein Dokumentarfilm geguckt werden könne. Hier sehe er sich auch jeden Abend die 20-Uhr-Nachrichten an, wie er erzählt. Hertling selbst beschreibt sich als faul, rotwein- und zigarettenliebend. Was in der Welt passiert, interessiert ihn aber immer noch. Das Filmemachen, Wissen weiterzugeben, war eben mehr als nur ein Beruf: Es war eine Leidenschaft.

Die Antarktis nimmt einen großen Teil in Hertlings Leben ein. Er selbst gibt ihr auch diesen hohen Stellenwert, obwohl er noch viel mehr erlebt hat: Er war im Pentagon, hat in Indonesien unterrichtet, einen Stein von einer unbewohnten Insel geschmuggelt, die bisher nur circa 100 Menschen

besuchen durften, und stand 30 Jahre lang auf der schwarzen Liste eines Landes, weil er kritisch berichtet hatte. Teilweise besaß er parallel drei Pässe, um wegen mancher Stempel keine Probleme bei der Einreise in bestimmte Länder zu kriegen. Die Reisen haben ihn geprägt, haben ihn kulturelle Kompetenz gelehrt, Toleranz, Selbstbewusstsein und Bescheidenheit.

Bei seiner Betriebsamkeit ist allerdings nur wenig Zeit für Familie geblieben. Seine Frau stärkt ihm immer den Rücken, doch die Kinder leiden unter seiner häufigen Abwesenheit, als sie noch klein sind. Seit die beiden nicht mehr zuhause wohnen, hat sich das Verhältnis zu ihrem Vater jedoch schlagartig verbessert. Über seine Arbeit an der FH Kiel hat er heute wieder mehr Kontakt zu seinem Sohn. Dieser betreut unter anderem die Hamburger Kurzfilmtage, zu denen einige von Hertlings Studenten Beiträge einschicken. Ursprünglich hat sein Sohn auch Filmemacher werden wollen, musste diesen Traum aus gesundheitlichen Gründen jedoch aufgeben. Hertlings Tochter lebt in den USA und schlägt auf ihre Weise auch nach dem Vater: Sie ist Ingenieurin geworden. Auch wenn Hertling sich langsam aus dem aktiven Geschehen zurückzieht, packt ihn doch immer wieder das Reisefieber. Die Wüste Lut im Iran würde er gerne noch durchqueren. Während er auf diese Gelegenheit wartet, unternimmt er mit seiner Frau gerne Kurz- und Städtereisen. Pauschalreisen kommen für ihn aber nicht in Frage. Ein bisschen Abenteuer muss es schon noch sein. Auch jetzt drängt es Hertling, wieder aktiv zu werden: Die Zigarettenpause ruft.

Lisa Pandelaki, Studentin



EINMAL URWALD UND ZURÜCK

„Ein bisschen Heimat- und Sachkundeunterricht“ – so nennt Hendrik Kühl das, was er mit seinen Ausflugsgästen auf der Schwentinetalfahrt macht. Ein bisschen Geschichte rund um den Fluss. Ein bisschen Erdkunde rund um den Fluss.

Ein Samstag im Frühsommer; die Sonne scheint vom fast wolkenlosen Himmel. Der hellgelbe Bungalow der Schwentinetalfahrt liegt direkt an der alten Schwentinebrücke – dort, wo der Fluss in die Kieler Förde mündet. Was bis Ende der 1960er-Jahre noch von Schwerindustrie und den ansässigen Werften geprägt war, ist heute eine ruhige und idyllische Gegend. Vor fünf Jahren modernisierte die Stadt Kiel die Schwentinehalbinsel. Das abschüssige, grasbewachsene Gelände führt zu zwei Holzstegen am Ufer des Flusses. An einem legen sich Paddlerinnen und Paddler rote Schwimmwesten an, lassen Kanadier-Kanus und Ruderboote zu Wasser, klettern mal geschickt, mal unbeholfen an Bord. Um die Vermietung der 25 Boote kümmert sich heute Ute Kühl, die gemeinsam mit ihrem Mann das Unternehmen betreibt. Im Sommer fünf Monate durchgehend an sieben Tagen die Woche.

Am zweiten Steg haben etwa 30 Fahrgäste im überdachten Ausflugsboot „Schwentinetal“ Platz genommen. Voll ausgelastet wären die lackierten Holzbänke mit 60 Personen. Hendrik Kühl trägt eine Kapitänsmütze, lehnt am Steuer-

pult, begrüßt seine Gäste und beginnt mit lauter Stimme seinen „Heimat- und Sachkundeunterricht“: Der Fehler eines Kartographen, erklärt der 55-Jährige, habe das Gerücht entstehen lassen, die Schwentine entspringe am Bungsberg. Der „Heilige Fluss“ – so die Übersetzung des slawischen Namens „Sventana“ – entspringe jedoch in Wirklichkeit bei Bornhöved. 62 Kilometer ist er lang, bis zu seiner Mündung in die Kieler Förde schlängelt er sich durch die gesamte Holsteinische Schweiz und insgesamt 17 Seen.

Hendrik Kühl löst den dicken Tampen vom Schiffspoller und steigt auf den hohen Sitz am Ende des Bootes. Als er den Zündschlüssel dreht, fängt der Motor am Heck an zu brummen: Die „Schwentinetal“ ist startklar. Hendrik Kühl wendet das Boot und los geht die Fahrt flussaufwärts.

Die „Schwentinetal“ ist nur eines von drei großen Motorbooten, die er auf seinen Touren steuert. Die „Wellingdorf“ sieht ähnlich aus, die „Klausdorf“ – das Lieblingsboot von Hendrik Kühl – ist hingegen etwas kleiner und nicht überdacht. „Mit Dach ist meist besser“, sagt er, „da haben die Gäste mehr Vertrauen.“ Kaum etwas lässt erahnen, dass die drei Boote in den 1970er-Jahren gebaut wurden. Frisch lackiert glänzen die weiß-orangen Glasfaserrümpfe, wie neu wirken die robusten blauen Planendächer. >



Die Schwentinetalfahrt startet mit ihren Motorbooten am 1. Mai 2015 in die neue Saison. Fahrplan und Infos unter www.schwentinetalfahrt.de oder Tel. 0431 722428.

Die Schwentine mit ihrer Umgebung ist Lebensraum selten gewordener Pflanzen und Tiere.

Seit rund 16 Jahren betreibt Hendrik Kühl das Unternehmen Schwentinetalfahrt in Kiel-Wellingdorf. Mit der Schwentine ist er groß geworden. Als ein traumhaftes Fleckchen Erde beschreibt er den Fluss und seine Umgebung, die so stadtnah und doch so naturbelassen ist – und die viele Fahrgäste immer wieder auf seine Boote lockt.





Wie viele Gäste Kapitän Hendrik Kühl an Bord seiner Ausflugsschiffe begrüßen darf, hängt stark vom Wetter ab.

Die drei Boote – und das ganze Unternehmen – hat Hendrik Kühl 1998 von seinem Vater übernommen. Die Schwentinealfahrt gibt es jedoch schon seit 111 Jahren. Ein Kneipenbesitzer, ein Bootsbauer und ein Räuchermeister taten sich damals zusammen und gründeten eine Gesellschaft. Ihr erstes Boot baute die Scharstein'sche Werft – dort, wo sich heute die Mensa der Fachhochschule befindet. Als sein Vater das Unternehmen übernahm, war Hendrik Kühl gerade zehn Jahre alt und wusste noch nicht, ob er selbst einmal das Steuer übernehmen würde. Reich werde man mit einem solchen Unternehmen nicht, weiß Hendrik Kühl inzwischen. Doch sein eigener Chef zu sein, sei ihm viel wert.

Er steuert das große Motorboot unter der Brücke der vierspurigen Bundesstraße hindurch. Die Hektik der Stadt und der Verkehrslärm bleiben auf der anderen Seite zurück. Nach nur fünf Minuten Fahrt schippert das Boot scheinbar abseits der Zivilisation mitten durch die Wildnis. „Ein Stück weit ist das Illusion“, verrät Hendrik Kühl, „denn wir befinden uns in einem Tal und da ist es schwer, nach rechts und links raus zu gucken.“

Glatt und dunkel ist die Wasseroberfläche, auf der Teichrosen treiben. An einigen Stellen ist das Wasser so klar, dass der modrige Untergrund sichtbar ist. Anderthalb bis zweieinhalb Meter tief ist die Schwentine hier, umwachsen von hohem Schilfgras. An anderen Stellen säumen Schwarzerlen, Eschen und andere Laubbäume den Fluss. Ungezähmt wachsen sie in alle Richtungen: Manche ragen hoch gen Himmel, andere lehnen sich über das Wasser und tauchen ihre Äste in den Fluss. Blaue Libellen – Gebänderte Prachtlibellen, wie Hendrik Kühl erklärt – schwirren durch die Luft und glänzen in der Sonne, als seien sie metallisch lackiert.

Kurz hintereinander kreuzen zwei weitere Brücken den Wasserweg: Auf zwei massive Betonpfeiler stützt sich die Eisenbahnbrücke, über die 1897 der erste Zug der Kiel-Schönberger Eisenbahn – liebevoll auch „Hein Schönberg“ genannt – gefahren ist. Momentan nutzt ausschließlich die Museumsbahn die alten Schienen. Die „weiße Brücke“ dahinter ist eine Fußgängerbrücke und gehört zum Europawanderweg E1. „Wer etwas mehr Zeit mitbringt, kann ihm bis nach Genua in Italien folgen“, erzählt Hendrik Kühl seinen Fahrgästen.

Blaue Libellen schwirren durch die Luft und glänzen in der Sonne, als seien sie metallisch lackiert.

In den Binnengewässern des Flusses leben viele Süßwasserfische: Barsche, Karpfen, Welse. Die Schwentine ist auch Lebensraum vieler selten gewordener Pflanzen und Tiere: Eisvögel und sogar Schildkröten können hier beobachtet werden. Wo die Reptilien ihre Lieblingsplätze haben, weiß Hendrik Kühl genau: „Hinter dem Schilfbüschel auf der linken Seite sitzen sie oft.“ Die Besucherinnen und Besucher auf dem Boot drängen sich auf die Backbord-Seite des Ausflugsschiffes – und tatsächlich: Gut versteckt hinter dem Schilf entdecken sie eine Schildkröte auf ufernahem Gehölz. Fast regungslos hat sie ihren matt-schwarzen Panzer Richtung Sonne gedreht. Die Reptilien sind aus Gartenteichen abgehauen oder wurden ausgesetzt, weiß Hendrik Kühl. Fortpflanzen könnten sie sich hier nicht – dazu sei unser Klima nicht geeignet. Ein Stück weiter schwimmt eine Kanadagans mit drei Jungen, außerdem brüten

hier Blesshühner in ihrem Nest auf dem Wasser. Während sich das große Motorboot mühelos weiter flussaufwärts bewegt, kreuzen immer wieder Kanus und Ruderboote seinen Weg, besetzt mit eifrigen Paddlerinnen und Paddlern. Zu gern wirft Hendrik Kühl kleine Sticheleien in ihre Richtung: „Ihr solltet lieber nochmal über euren Steuermann nachdenken!“ Er lacht. Die Angesprochenen lachen mit. Wo das Ufer es erlaubt, legen sie mit ihren Booten an – Familien oder Gruppen von jungen Leuten sitzen daneben, sonnen sich, machen Picknickpausen.

Eisvögel und Schildkröten können hier beobachtet werden.

Nach etwa zwanzig Minuten Fahrt teilt sich die Schwentine vor dem Bug des Bootes. Hendrik Kühl steuert nach links in einen schmalen Seitenarm. Dicht umgeben von Bäumen wird es schattig und frisch. Hendrik Kühl stellt den Motor aus. Nun ist zu hören, was die Motorengeräusche vorher übertönt haben: Vögel, manche zwitschernd und singend, andere schrill pfeifend. Böen, die durch die Äste und Blätter fegen und sie rascheln lassen.

Dieser Seitenarm wurde in den 1930er-Jahren für die zwei Wasserkraftwerke angelegt, die einige hundert Meter flussaufwärts liegen, erklärt Kapitän Kühl. 1904 bzw. 1909 haben sie erstmals Strom erzeugt. Damals wurde das Wasser an ihren Stauseen für Tageszeiten mit Spitzenverbrauch zurückgestaut. Der zusätzliche gerade Seitenarm sorgte dafür, dass die dann freigesetzten Wassermassen besser abfließen konnten. Heute ist der Wasserspiegel

in den Stauseen zwölf Meter höher als im Fluss, so dass jedem Kraftwerk sechs Meter Gefälle zur Stromerzeugung zur Verfügung stehen.

Zehn Minuten später ist das Ziel erreicht: Unscheinbar zwischen hohen Bäumen liegt der Anleger „Oppendorfer Mühle“. Viele Gäste gehen von Bord, andere steigen zu. „Die Älteren fahren meist gleich wieder zurück“, erklärt Hendrik Kühl, „wer jünger und gut zu Fuß ist, steigt hier aus, geht spazieren oder isst etwas in der Oppendorfer Mühle.“ Das Publikum an Bord ist gemischt. Eltern und Großeltern mit jüngeren Kindern fahren gern mit dem Ausflugsschiff. Jugendliche und junge Erwachsene mieten sich lieber Kanus und Ruderboote. Er müsse für jede Altersklasse etwas anbieten, um in den Köpfen der Leute zu bleiben, so Hendrik Kühl.

Das Boot nimmt Fahrt auf, macht sich auf den sechs Kilometer langen Rückweg zur Schwentinemündung – vorbei an Stegen, kleinen Häusern und größeren Anwesen, am Anglerverein „An de Waterkant“ mit seinen Holzhütten und Bootsliegeplätzen, vorbei am Ruderverein, an Wiesen, Bäumen und Schilf.

Nach einer halben Stunde Fahrt passiert das Boot die vierspurige Bundesstraße und ist damit zurück in der Stadt. Mittlerweile sind auch viele Paddlerinnen und Paddler zurück, ziehen ihre roten Schwimmwesten aus, steigen aus ihren Kanus und Ruderbooten – klettern mal geschickt, mal unbeholfen an Land. Routiniert steuert Kapitän Hendrik Kühl das große Ausflugsboot an den zweiten Steg, legt den Tampen um den Poller, verabschiedet seine zufriedenen Gäste. Dann geht er selbst von Bord.

Stephanie Degenhart, Studentin

Nach etwa einem Kilometer Fahrt kreuzt die Brücke der ehemaligen Kiel-Schönberger Eisenbahn die Route der Schwentinetalfahrt. Aktuell wird die Verbindung nur von der Museumsbahn genutzt.



Fotos: Frederike Coring

NUR STUDIEREN? NEIN DANKE!



Vom Hörsaal direkt an den heimischen Schreibtisch zum Lernen – für viele Studierende eine unattraktive Vorstellung. Immer wichtiger wird es ihnen, sich neben den Vorlesungen zu verwirklichen, über den eigenen Tellerrand zu blicken und ihre Studienzeit aktiv zu gestalten. Ob Vereine, Organisationen oder Verbände, die Liste der Möglichkeiten ist lang und beinhaltet neben sozialem und politischem auch berufsbezogenes Engagement. Welche Vorteile außerhochschulische Aktivitäten mit sich bringen können, zeigt das Beispiel der studentischen Unternehmensberatung UNICONSULT Kiel. Sie führt Studierende der Fachhochschule Kiel sowie der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel (CAU) zusammen und ermöglicht ihnen weit mehr als nur einen praktischen Einblick in das Berufsfeld der Unternehmensberatung.

Ali Gökçen, Falco Bilgenroth,
Mauritz Oettler, Bartosz Wac, Boy
Schneekloth und Eike Heinrichs
sind Teil von UNICONSULT
Kiel. (v. l.)

Der Verein punktet vor allem mit seiner Interdisziplinarität, denn Wissen und Ideen unterschiedlicher Disziplinen bündeln sich in jedem Projektteam.

Längst gehören Studiendauer und Abschlussnoten für Unternehmen nicht mehr zu den wichtigsten Kriterien bei der Personalauswahl, sagen sie doch kaum etwas über die Persönlichkeit der Bewerberinnen und Bewerber aus. Außerhochschulisches Engagement hingegen verrät diesbezüglich mehr und öffnet hin und wieder so manche Tür – eine Erfahrung, die auch ehemalige Mitglieder der studentischen Unternehmensberatung UNICONSULT Kiel immer wieder machen. „Viele berichten, dass sie sich im Vorstellungsgespräch motivierter und belastbarer fühlen, schließlich haben sie Studium und Vereinsarbeit in Einklang gebracht. Sie signalisieren ihrem Gegenüber, dass sie sich bewusst für einen Job in seinem Unternehmen entschieden haben. So laufen Firmen kaum Gefahr, jemanden einzustellen, der nach wenigen Wochen merkt, dass ihm seine Aufgaben doch nicht gefallen“, weiß Falco Bilgenroth. Der 21-jährige Kieler ist seit einem Jahr Mitglied des eingetragenen Vereins und sammelt hier neben seinem Betriebswirtschaftsstudium an der FH Kiel wertvolle praktische Erfahrungen. Durch einen Kommilitonen wurde er auf die studentische Beratung aufmerksam, besuchte erste Treffen und ist mittlerweile Leiter des Ressorts Öffentlichkeitsarbeit.

Falco Bilgenroth ist nur einer von insgesamt rund 50 Frauen und Männern, die in der größten studentischen Unternehmensberatung Schleswig-Holsteins einen Raum zur Verwirklichung gefunden haben. Darunter sind jedoch keineswegs nur Studierende der klassischen Disziplinen Betriebswirtschafts- und Volkswirtschaftslehre. Die Fachrichtungen reichen von Informatik über Rechtswissenschaften bis hin zu Psychologie und Agrarwirtschaft. Wer Interesse hat, ist willkommen – Bachelor- wie Masterstudierende, Frauen wie Männer, ob von der FH Kiel, CAU oder der Muthesius Kunsthochschule. Sie alle finden hier eine passende Aufgabe, um neue, frische Ideen umzusetzen, und können dabei Kontakte knüpfen und Freundschaften schließen. Ein schöner

Nebeneffekt, der nicht nur Neu-Kielerinnen und -Kielern hilft, Anschluss zu finden.

Seit 1997 existiert UNICONSULT Kiel nun, zunächst als lockeres Konstrukt, seit einiger Zeit mit festgeschriebenen Prozessen und Aufgabenzuordnungen: So gibt es neben dem Vorstand auch Ressorts und Kompetenzstellen. Die studentische Initiative versucht sich darin, Dienstleistungen an Unternehmen zu verkaufen und Studierenden dadurch zu vermitteln, was die Aufgaben des potentiellen Arbeitgebers Unternehmensberatung sind. Auf diese Weise können sie ihre jeweiligen in der Theorie erworbenen Fachinhalte praktisch anwenden. „Die Projektarbeit im Team ist längst nicht alles, was wir bieten. Wir organisieren Schulungen, Fallstudien und Workshops, in denen unsere Mitglieder unter anderem lernen, wie sie richtig präsentieren oder Prozesse modellieren können. Dies geschieht im Rahmen interner Angebote oder auch mit unserem Partner, der A.S.I. Wirtschaftsberatung Kiel. Außerdem veranstalten wir Unternehmervorträge und Firmenbesuche, um in der Region ansässige Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber bekannt zu machen und Studierenden zu zeigen, dass auch in Schleswig-Holstein nach dem Hochschulabschluss attraktive Jobangebote warten“, erklärt Vorstandsvorsitzender Mauritz Oettler. Dem 26-jährigen CAU-Studenten ist es wichtig, dass jedes Mitglied neben der fachlichen Weiterbildung auch seine Persönlichkeit stärken und Soft Skills ausbauen kann. Gemeinsame Bowlingabende oder die Teilnahme am Kiel Lauf helfen dabei, das Zusammengehörigkeitsgefühl zu fördern. „Die Motivation, das Vertrauen und die Kommunikation im Team müssen stimmen. Denn nur, wenn wir gemeinsam an unseren Zielen arbeiten, können wir Klientinnen und Klienten optimal beraten und unsere hohe Qualität gewährleisten.“

Immer mehr Unternehmen beanspruchen die Leistungen der studentischen Unternehmensberatung, die in wichtigen Fragen >

„Die Motivation, das Vertrauen und die Kommunikation im Team müssen stimmen.“

durch Lehrende der FH Kiel und CAU ideell unterstützt wird. Zum einen, weil das Angebot kostengünstig ist, zum anderen, weil UNICONSULT Kiel ihnen junge und kreative Lösungen liefert. Der Verein punktet vor allem mit seiner Interdisziplinarität, denn Wissen und Ideen unterschiedlicher Disziplinen bündeln sich in jedem Projektteam. Auch das schleswig-holsteinische Sozialministerium wendete sich bereits an die studentische Initiative, mit der Anfrage, eine Bedarfsanalyse für Fortbildungen ehrenamtlich Tätiger in Schleswig-Holstein zu erstellen. Schnell war klar, dass der Verein das Beratungsprojekt stemmen konnte, und so wurde es schließlich intern ausgeschrieben. Wer Interesse daran hatte, bewarb sich um einen Platz in der Arbeitsgruppe. „Durch dieses Verfahren bekommen unsere Kundinnen und Kunden ein perfekt auf ihre Bedürfnisse abgestimmtes Team. Außerdem halten wir während der Projektbearbeitung ständig Kontakt zu ihnen, um Feedback konsequent umzusetzen. Intern begleiten ein Qualitätssicherer sowie ein Controller den Prozess, die auftauchende Probleme schnell erkennen und beseitigen können“, beschreibt Falco Bilgenroth die professionelle Herangehensweise der jungen Studierenden. Im Falle des Sozialministeriums konzipierte das zuständige Projektteam nach Angebotserstellung und Vertragsunterzeichnung einen Fragenkatalog, besuchte zehn Ehrenamtsmessen im Bundesland, um mindestens 250 verwertbare Ergebnisse zu erhalten, präsentierte deren Auswertung und sprach im Anschluss entsprechende Handlungsempfehlungen aus. Die Projektarbeit ergab: Ehrenamtlich Tätige in Schleswig-Holstein haben oft starken Bedarf für Fortbildungen in rechtlichen Belangen.



Wer an der CAU, FH Kiel oder Muthesius Kunsthochschule studiert und Lust hat, sein Können in der Praxis zu beweisen und im Team zu arbeiten, ist bei UNICONSULT Kiel herzlich willkommen.

Weitere Informationen zum Verein gibt es auf www.uniconsult-kiel.de.

Begeistern konnte UNICONSULT Kiel bisher nicht nur das Ministerium, auch andere Auftraggeberinnen und -geber schätzen die schnelle und gründliche Beratung der Studierenden. Obwohl die jungen Frauen und Männer dem Verein beitreten, um sich neben den Vorlesungen aktiv für etwas zu engagieren, bietet ihnen die Mitarbeit an Projekten oder Teilnahme an Schulungen eine Präsentationsfläche. Ein großer Vorteil, denn Unternehmen können so schon früh mögliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erkennen und für sich gewinnen. Auch auf bundesweiter Ebene können die Studierenden auf sich aufmerk-

sam machen. Seit 2014 ist der Verein Mitglied im Bundesverband Deutscher Studentischer Unternehmensberatungen (BDSU) – ein starkes Qualitätssignal nach außen, da die Aufnahme vielen Bedingungen unterliegt und alles andere als leicht ist. „Dies bringt auch direkten Mehrwert für unsere Mitglieder“, erklärt Mauritz Oettler, „denn über den BDSU sind wir jährlich zu mehreren Großveranstaltungen eingeladen, auf denen namhafte Firmen wie Homburg und Partner oder PricewaterhouseCoopers für persönliche Gespräche zur Verfügung stehen. Dort kann jede und jeder einzelne von uns nützliche Kontakte knüpfen und mit Glück bei Firmen unterkommen.“ Darüber hinaus stellt der BDSU ein internes Netzwerk bereit, in dem deutschlandweit Projekte, Praktika und Jobs ausgeschrieben sind. Wer also nicht mit zu einer dieser Veranstaltungen fahren kann, hat dennoch die Möglichkeit auf weitere praktische Erfahrung.

Die Teilnahme im Verein birgt viele Chancen. Wer diese nutzen und gleichzeitig offene und kluge Köpfe kennenlernen möchte, ist bei der zweiwöchentlich stattfindenden Versammlung an der CAU herzlich willkommen. Doch bevor die Mitgliedschaft in trockenen Tüchern ist, müssen künftige Anwärtinnen und Bewerber sechs Pflichtschulungen und ein externes oder internes Projekt absolvieren. „Dieser Prozess gibt uns die Möglichkeit zu schauen, ob Interessierte ihr Studium mit ihrem Engagement im Verein vereinbaren können. Das ist uns wichtig, denn wir müssen Beratungen zeitlich einhalten und deshalb alle an einem Strang ziehen. Daher brauchen wir verantwortungsbewusste Personen, die mit Fleiß und Motivation bei der Sache sind. Damit unsere Mitglieder später gezielt in Projekten zum Einsatz kommen, müssen sie außerdem wenigstens einmal den gesamten Prozess einer Beratung mitgemacht haben“, so Falco Bilgenroth, der diesen Weg bereits gegangen ist. Der FH-Student weiß, dass außerhochschulisches Engagement mit zeitlichem Aufwand verbunden ist, doch für ihn, wie für alle bei UNICONSULT Kiel, überwiegt der persönliche Gewinn, zumal sich die dort erworbenen Kompetenzen positiv auf das Studium auswirken können. „Ich bin mit Spaß und Leidenschaft dabei. Einfach nur studieren, das wollte ich nie.“

Laura Berndt

LIEBLINGSPORTART

Iven Fuchs, Controlling und Innenrevision

Volleyball, Fußball, Tennis, Taekwondo – ich habe schon einige Sportarten ausprobiert. Alle zugegebenermaßen nicht besonders lange, bis auf Schwimmen und Squash, aber ersteres ist mir im Alltag mit Job, Studium, Familie und Hund zu zeitaufwendig geworden. Squash dagegen kann ich im Moment zumindest an den meisten Wochenenden mit unterbringen. Meine Frau und ich – wir haben uns übrigens durch diesen Sport kennengelernt – bringen unseren Sohn ins Trampolino in Mettenhof, wo er sich vergnügen kann, während wir in der Halle nebenan spielen.

Hinter einem Ball herzuwetzeln und ihn bestenfalls auch zu kriegen, ist für mich eine schöne Herausforderung. Beim Squash ist die Dynamik besonders hoch, weil alle Wände mitbenutzt werden dürfen und der Ballwechsel daher lang und kurz ausfallen kann. Gar nicht so einfach vorauszuahnen, was die Gegnerin oder der Gegner als nächstes plant. Körperlich bringt mir Squash immer etwas: Auch wenn ich einen schlechten Tag habe, bin ich hinterher geschafft, und genau das gefällt mir.

Selbst mein schwerer Unfall vor zehn Jahren hat mich nicht daran gehindert weiterzuspielen. Obwohl eine Schutzbrille zur Grundausstattung gehört, tragen die wenigsten eine. Ich damals auch nicht, weil nie etwas passiert ist. Und als einziger damit zu spielen, sieht ehrlich gesagt auch ein bisschen doof aus. Aber eines Tages habe ich einen Ball meiner Frau direkt auf mein linkes Auge bekommen. Drei Tage war ich blind darauf – ich hatte wirklich Angst, dass das auch so bleibt! Doch als die Blutung zurückging, sah ich wieder Licht: Der Sehnerv funktionierte also noch, der Schließmuskel der Iris hingegen nicht. Mehr als ein halbes Jahr dauerte es, bis alles wieder in Ordnung war. Seitdem trage ich beim Squash konsequent eine Brille – besonders, wenn ich mit meiner Frau spiele. Die Anschaffung hat sich gelohnt, denn hier und da hat sie auch schon wieder getroffen.



NACH-GEFRAGT

WELCHE COMICFIGUR WÄRST DU GERNE?

IRON MAN

Dann wäre ich ein cooler und schlauer Superheld!

Wile E. Coyote. Jeder Mensch hat diesen blöden Vogel in seinem Leben, den man ständig versucht zu erwischen, und Wile gibt nie auf, auch wenn er jedes Mal scheitert. Sein Durchhaltevermögen ist bewundernswert.



WAS WAR DEINE ERSTE CD/KASSETTE?

Backstreet Boys

Zu meiner Verteidigung möchte ich noch anführen, dass ich acht Jahre alt war. :D

BRAVO HITS 8

Mittlerweile gibt es übrigens schon 87 davon, MEIN GOTT bin ich alt!

DEINE KOMMILITONIN-
NEN UND KOMMILITONEN WÄREN ÜBER-
RASCHT, WENN SIE WÜSSTEN, ...

... dass ich
leidenschaftlich
gerne koche und backe.

... DASS ICH AUCH

ruhig
und
zurückhaltend

SEIN KANN.

WAS MÖCHTEST DU NIEMALS GESCHENKT BEKOMMEN?



SOCKEN!

Niemand mag Socken zu Weihnachten!

(Nebenbei gesagt die beste Werbung, die ich seit Monaten gesehen habe. Googelt das mal!)

WAS WÜRDST DU TUN, WENN DU MAL WIEDER ZEIT HÄTTEST?

Nach Alaska reisen und Landschaft und Ruhe genießen!!!

Dann würde ich all den Menschen Zeit widmen, die durch den Alltag viel zu kurz kommen.



Aylin Bicakci
27 Jahre, Doktorandin am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik



Benjamin Fleitmann
29 Jahre, Masterstudent Maschinenbau



Lina Huxhold
30 Jahre, Masterstudentin
Medienkonzeption

Mein Wunsch: Garfield –
er liegt nur rum, schläft oder frisst.

Die Realität: Biene Maja –
immer fleißig, gewissenhaft
und auf Achse.

Meine erste Kassette war ein
Mix-Tape, das ich mir selbst
aus dem Radioprogramm
zusammengestellt habe.

... dass ich einen schwulen Vater
habe, der mit **einem Pastor**
verheiratet ist.



Geschenke, die nicht von
Herzen kommen.

AUSSCHLAFEN, in Ruhe
frühstücken, lange mit meinen Hunden
im Grünen spazieren gehen, lesen und
etwas Leckeres kochen zum Beispiel.
Mir würde noch mehr einfallen –
allerdings möchte ich auch nicht gleich
wieder gestresst sein. ;-)



Dominik Natschke
22 Jahre, Bachelorstudent
Wirtschaftsinformatik

BATMAN

Clever, immer ein Ass im Ärmel, die Gerech-
tigkeit in Person, ganz nebenbei Milliardär,
Playboy, Unternehmer und Autosammler ...
Sympathisch macht ihn, dass er ein Mensch
ist und alles mit seinem Verstand, seinem
Körper und seiner Ausrüstung schafft.

BRAVO HITS



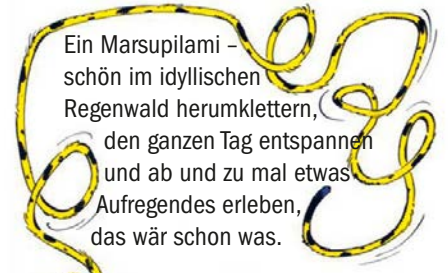
... dass ich mich sozial engagiere.
Ich bin Mitglied der
Fachschaftsvertretung
und möchte künftig in der
Hochschulpolitik mitwirken,
um etwas zu verändern.

ZU kleine Boxershorts

Relaxen, Füße hochlegen, ein
Nachmittagsschläfchen halten
und endlich mal Dinge tun, die ich
schon lange vor mir herschiebe.



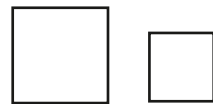
Jennifer Wicker
22 Jahre, Bachelorstudentin
Erziehung und Bildung im Kindesalter



Ein Marsupilami –
schön im idyllischen
Regenwald herumklettern,
den ganzen Tag entspannen
und ab und zu mal etwas
Aufregendes erleben,
das wär schon was.

Eine zusammengemixte CD
von meinem Papa mit dem Titel
„Jenny Vol. 1“. Die besitze ich noch heute
und liebe sie sehr.

... dass ich freiwillig aus einem 15m²-
großen Zimmer in einer Zweier-WG in ein
9m²-großes Zimmer in einem Studenten-
wohnheim gezogen bin.



Es gibt kein Geschenk, über
das ich mich nicht freuen
würde.



Mein Fahrrad reparieren
und damit irgendwohin
fahren, wo ich noch nie
war. Oder doch ganz lange
ausschlafen.

» viel.beschäftigt »



PROF. DR. STEFAN KRÜGER LEHRT SEIT DEM 1. SEPTEMBER 2014 „TIERGESUNDHEITSMANAGEMENT, BESTANDSBETREUUNG UND ZUCHTHYGIENE“ AM FACHBEREICH **AGRARWIRTSCHAFT**

Die Studierenden des Fachbereichs sind sehr motiviert und ich schätze die Diskussionen mit ihnen. Insbesondere die Exkursionen sind mir in bleibender Erinnerung, denn sie sind für mich ein wichtiges Instrument, um den Studierenden praxisorientiertes Arbeiten zu ermöglichen. Außerdem können sie so andere Kulturkreise kennenlernen und über ihren Horizont blicken. Vermitteln möchte ich natürlich meine Erfahrungen aus der

Praxis, um das gegenseitige Verständnis zwischen Tierärztinnen und -ärzten und Tierhalterinnen und -haltern zum Wohl der Tierhaltung weiter zu pflegen. Nach dem Motto: Aus der Praxis für die Praxis! Und schließlich möchte ich den jungen Menschen beibringen, kritisch, aber auch kritikfähig zu sein, konstruktiv zu handeln und nicht stehen zu bleiben, sondern sich persönlich zu entwickeln.



PROF. DR. STEPHAN DETTMERS LEHRT SEIT DEM 1. JANUAR 2014 „SOZIALMEDIZIN UND KLINISCHE SOZIALARBEIT“ AM FACHBEREICH **SOZIALE ARBEIT UND GESUNDHEIT**

Ich möchte zeigen, dass Soziale Arbeit neben den etablierten Heilberufen gleichberechtigt sein muss. Wenn wir über chronische Erkrankungen reden, denken wir für gewöhnlich an Medizin, Psychologie und Pflege. Dass Menschen in ihrer sozialen Teilhabe oder auch im Erwerbsleben auf Dauer eingeschränkt sind, dass Freundeskreise sich verändern oder wegfallen, dass es plötzlich Verarmungsentwicklungen gibt, das alles wird oft vergessen. Dies sind

jedoch die Zugänge Sozialer Arbeit. Das Umfeld von Patientinnen und Patienten verändert sich erheblich nach der Diagnose. Soziale Arbeit begleitet diesen Prozess, entwickelt gemeinsam mit ihren Klientinnen und Klienten Strategien und zeigt auf, wie alltägliche Anforderungen bewältigt werden können. Dabei schauen wir nicht nur auf die Betroffenen, sondern auch auf ihre Familien.



PROF. DR.-ING. HENNING STRAUSS LEHRT SEIT DEM 1. OKTOBER 2014 „ARBEITSPLANUNG/ARBEITSVORBEREITUNG IM BEREICH DER PRODUKTIONSTECHNIK“ AM FACHBEREICH **MASCHINENWESEN**

Die Produktion ist das Gesamtgefüge aller komplexer Informations-, Bearbeitungs- und Materialkreisläufe einer Fabrik: vom Stanzen einfacher Blechteile über das Fräsen und Bohren bis zu robotergestützten Füge- oder Montageprozessen. Sie funktioniert nur dann, wenn auch die Produktionstechnik funktioniert, das heißt wenn das Material zum richtigen Zeitpunkt bestellt, gebucht und geliefert ist, die Anlagen entsprechend verknüpft sind

und das Personal mit übereinstimmenden Auftragsinformationen versorgt ist. Das gelingt heutzutage nur noch über entsprechende Planungs- und Steuerungstools, die sich am Ende mit anderen Informationen in einer „Digitalen Fabrik“ zusammenführen lassen. Bei dieser handelt es sich um die digitale Vernetzung einer Fabrik und ihrer Dateninformationsströme von der Anfrage der Kundinnen und Kunden bis zu den bezahlten Rechnungen.



Foto: Laura Berndt

PROF. DR.-ING. CHRISTIAN KEINDORF LEHRT SEIT DEM 1. JANUAR 2015 „OFFSHORE-ANLAGEN-TECHNIK“ AM FACHBEREICH **MASCHINENWESEN**

Durch den direkten Kontakt zur Industrie konnte ich immer wieder sehen, dass es auf dem Gebiet der Offshore-Anlagentechnik viele berufliche Quereinsteigerinnen und -einsteiger gibt. Deutschland gehört nicht zu den klassischen Offshore-Ländern, weshalb es nur wenig Fachpersonal – insbesondere für Bauwerke bzw. Anlagen auf hoher See – gibt, das speziell dafür ein Studium abgeschlossen hat. Mit der Professur kann ich mein Wissen an Studierende wei-

tergeben, sie optimal auf ihren künftigen Job vorbereiten und so dem Fachkräftemangel entgegenwirken. Außerdem habe ich während des Büroalltags festgestellt, dass mir die Zeit für die Entwicklung von innovativen Konstruktionen oftmals fehlte. An der FH habe ich die Möglichkeit, meine Ideen in Form von Forschungsvorhaben anzupacken und der Offshore-Branche somit verbesserte und kosteneffizientere Konzepte für die Anlagentechnik anzubieten.



Foto: Hartmut Ohm

NOHA STEPHANOS IST SEIT DEM 17. SEPTEMBER 2014 KOORDINATORIN DES **FAMILIENSERVICEBÜROS** AN DER FH KIEL

Die gesellschaftliche Sicht auf das Thema „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ hat sich – unterstützt durch politische Entscheidungen – geändert. Moderne Partnerschaftsmodelle lösen traditionelle Geschlechterrollen ab und viele Väter tragen in gleichen Maßen Verantwortung für familiäre Aufgaben, Tendenz steigend. Immer mehr Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber gehen flexibel mit solchen Situationen um und ermöglichen Arbeitsplatztei-

lung oder sogar Heimarbeitstage. Auch in puncto Kinderbetreuung hat sich einiges getan. Ausbaufähig ist das System aber dennoch. Unternehmen nützt kein Code of Ethics etwas, wenn es Führungskräfte oder Personal hat, das kein Verständnis für schwierige familiäre Situationen aufbringt, oder sich der Illusion einer strikten Trennung von Arbeit und Privatleben hingibt. In diesem Punkt müssen alle noch mehr aufeinander zugehen.



Foto: Hartmut Ohm

KATHARINA SANDER IST SEIT DEM 1. NOVEMBER 2014 **NACHHALTIGKEITS-KOORDINATORIN** AN DER FH KIEL

Jede und jeder von uns sollte zunächst das verändern, was am leichtesten fällt, und vor allem einfach damit loslegen. Damit inspirieren wir oft unser direktes Umfeld und so steigt das Bewusstsein für nachhaltiges Verhalten. Ein Tipp: Lieber im kleinen Rahmen beginnen. Zum Beispiel können Sie Ihren Müll trennen, die Wohnung mit weit offenem Fenster lüften und die Heizung dabei immer abstellen. Lassen Sie sich nicht von dem

Begriff Energiesparlampe in die Irre führen, LED-Lampen verbrauchen deutlich weniger Strom. Außerdem enthalten sie kein Quecksilber, ein Rohstoff, der nicht nur für den Menschen gefährlich ist, sondern leider überwiegend nicht recycelt wird. Den Umstieg auf Bio-Lebensmittel empfehle ich besonders, ihre schonendere Anbaumethode ist für den Klimaschutz und die langfristige Erhaltung der Ressourcen wichtig.



PREISE

FH-Absolvent mehrfach ausgezeichnet

Zusammen mit seinen Partnern Kay Sörnsen und Jonas Häutle erobert Martin Fischbock, FH-Absolvent des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik, aktuell den Kreativmarkt. Anfang September räumte das Kieler Trio mit seinem Lichttechniksystem EDGE beim „Gründerwettbewerb – IKT Innovativ“ des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie 6.000 Euro Startkapital ab. Nur zwei Monate später erreichten die Tüftler im Rahmen des Ideenwettbewerbs Schleswig-Holstein 2014 den mit 3.000 Euro dotierten zweiten Platz.

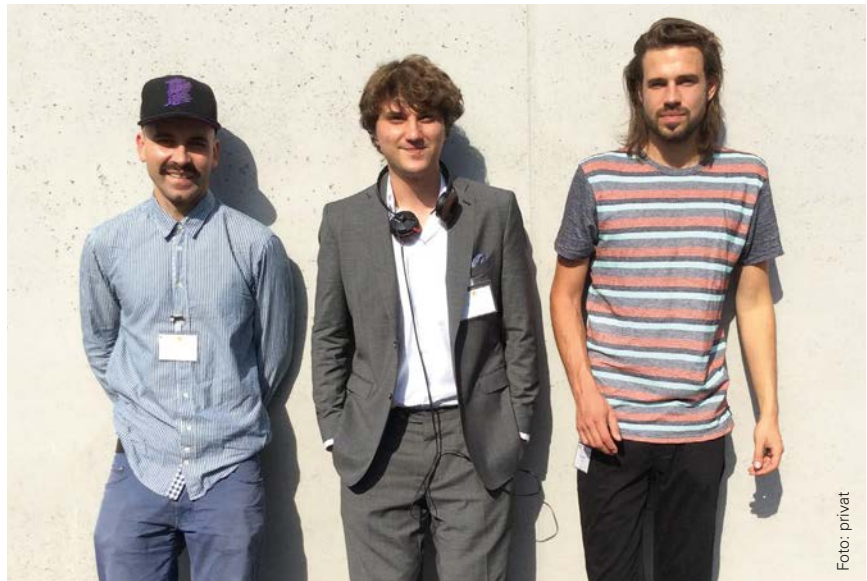
EDGE macht die Lichtgestaltung von Objekten, Oberflächen und Fassaden für Kunstschaffende und andere Kreative praktisch und kostengünstig möglich. Das System der Jungunternehmer wird an handelsübliche Beamer angeschlossen. Eine integrierte Kamera erfasst den Raum, der mittels einer Software über einen PC oder ein Tablet schließlich in Szene gesetzt werden kann.

www.getanedge.de

DAAD-Preis für usbekischen Studenten

Auf Vorschlag der FH Kiel ging der mit 1.000 Euro dotierte Preis des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) für besondere Leistungen ausländischer Studierender im Dezember an Shomurod Yigitaliev. Damit ehrt der DAAD die akademischen Leistungen und die Vorbildfunktion des Usbeken, der an der FH Kiel zunächst das Studienkolleg und anschließend das Bachelorstudium der Wirtschaftsinformatik erfolgreich abschloss.

In seine Studienzeit integrierte der 28-Jährige einen einjährigen Erasmus-Aufenthalt an der Marmara Universität in Istanbul. Zurück in Kiel engagierte er sich als Tutor für Mathematik und Ansprechpartner für ausländische Studierende am Fachbereich Wirtschaft. 2015 möchte Yigitaliev sein Masterstudium Wirtschaftsinformatik aufnehmen.



Begeistern mit ihrer innovativen Lichttechnik: (v. l.) Martin Fischbock, Jonas Häutle und Kay Sörnsen.

Erster Lehrpreis für innovative Lehre

Erstmals verlieh die FH Kiel durch FH-Präsidenten Prof. Dr. Udo Beer im November den Lehrpreis für innovative Lehre. Jeweils 7.500 Euro erhielten Prof. Dr. Heidi Kjær vom Fachbereich Medien für ihr Konzept zur Verbesserung der Teamfähigkeit bei Gruppenarbeiten sowie Prof. Dr. Marco Hardiman vom Fachbereich Wirtschaft für seinen Ansatz, Praxisfälle systematisch in die Lehre einzubeziehen. Die fachbereichsübergreifende Jury entschied anhand festgelegter Kriterien, darunter zum Beispiel Innovationsgrad sowie Gender- und Diversitätssensibilität des eingereichten Konzepts, Qualität der theoretischen bzw. hochschuldidaktischen Einbettung und Art der geförderten Kompetenzen.

STUDIUM

FH-Studenten entwickeln automatisches Stimmgerät für Orgeln

Im Rahmen ihrer Bachelorprojektarbeit entwickelten die Mechatronik-Studenten Tobias Bothe und Jan Kablitz einen Prototyp, mit dem Orgelpfeifen innerhalb weniger Sekunden automatisch gestimmt werden können. Dieser kann die Tonlage rund 15 Mal in der

Sekunde mit einer Genauigkeit von 0,2 Hz analysieren. Mit ihrem Gerät können nicht nur schwer zugängliche Register einer Orgel schnell und mehrmals im Jahr nachgestimmt werden, sondern auch andere Stimmungen neben der heutzutage gängigen „gleichstufigen Stimmung“ quasi per Knopfdruck eingestellt werden. Darüber hinaus dient die Entwicklung auch Musikpsychologinnen und -psychologen, die die Auswirkung verschiedener Stimmungen auf die menschliche Gemütslage untersuchen wollen.

Online-Angebot erreicht gewünschte Zielgruppe

Derzeit erproben die Fachhochschulen Kiel, Lübeck und Westküste sowie die Europa-Universität Flensburg gemeinsam im Projekt LINAVO („Offene Hochschulen in Schleswig-Holstein: Lernen im Netz, Aufstieg vor Ort“) den Weg des Online-Learning. Eine Befragung unter den Teilnehmenden ergab im Dezember, dass die 29 Onlineangebote tatsächlich die gewünschte Zielgruppe ansprechen: 63,1 Prozent sind in Vollzeit beschäftigt, 11 Prozent in Teilzeit, 5,5 Prozent sind aktuell in Elternzeit. 94,1 Prozent sind älter als 26 Jahre und damit älter als klassische Studierende. 83,7 Prozent der Befragten haben bereits

mindestens drei Jahre Berufserfahrung. 74,8 Prozent leben in einer Partnerschaft und 50 Prozent der Befragten haben mindestens ein Kind. Kurz: Das Gros der Erprobungsteilnehmerinnen und -teilnehmer steht mitten im Leben. Hauptmotiv für die Teilnahme ist der persönliche Wunsch, etwas Neues lernen zu wollen, knapp gefolgt vom Interesse daran, die Methode Online-Learning kennen zu lernen. Erst an dritter Stelle steht der Wunsch nach beruflicher Veränderung oder beruflichem Aufstieg.

www.fh-kiel.de/linavo

Zwei FH-Studenten verbringen Austauschsemester in chinesischer Provinz

Mit Beginn des Wintersemesters 2014/15 haben erstmals zwei Studierende der FH Kiel ein Austauschsemester an der Zhejiang University of Science and Technology (ZUST) in Hangzhou aufgenommen. Auf dem Lehrplan standen für Pouyan Patrice Ahmadi-Esfahani, Bachelorstudent Technologiemanagement und -marketing, und Iwan Rudi, Multimedia-Production-Student, neben regulären Veranstaltungen auf Englisch auch intensive Chinesischkurse. Gefördert wurden die beiden durch ein Stipendienprogramm der chinesischen Provinzregierung. Ihr einsemestriger Studienaufenthalt fand im Rahmen der Partnerschaft in den Bereichen Bildung

und Forschung zwischen dem Land Schleswig-Holstein und der Provinz Zhejiang statt.

FORSCHUNG

Landesmittel für Entwicklung von Batteriemanagementsystemen

Im Rahmen des Exzellenz- und Strukturbudgets für die Stärkung der Forschung an Fachhochschulen hat das Land Schleswig-Holstein dem Forschungsprojekt „Batteriemanagementsysteme“ des Fachbereichs Informatik und Elektrotechnik im Oktober Mittel in Höhe von 260.000 Euro zugewiesen. In einem Zeitraum von zwei Jahren sollen die Fördermittel dem Aufbau einer Arbeitsgruppe zur modellgestützten Entwicklung von Batteriemanagementsystemen (BMS) für Lithium-Ionen-Zellen mit unterschiedlichen Zellchemien, das heißt unterschiedlichen chemischen Materialeigenschaften, sowie der Schaffung einer Infrastruktur zu Testzwecken dienen. Projektverantwortlicher ist Prof. Dr.-Ing. Christoph Weber.

Kooperationsvertrag mit Landwirtschaftskammer

Seit langem arbeitet die Fachhochschule Kiel, insbesondere der Fachbereich Agrarwirtschaft, Hand in Hand mit der Land-

wirtschaftskammer Schleswig-Holstein. Um diese Kooperation weiter auszubauen, unterzeichneten beide Einrichtungen im Januar einen gemeinsamen Vertrag. Künftig streben FH und Kammer vor allem auf dem Gebiet der Land- und Energietechnik hinsichtlich Forschung, Lehre und Wissenstransfer eine noch intensivere Zusammenarbeit an. Der erste Grundstein ist bereits gelegt – Prof. Dr. Yves Reckleben, bisher Fachbereichsleiter der Land- und Energietechnik der Landwirtschaftskammer und Professor für Land- und Verfahrenstechnik in der Außenwirtschaft an der FH Kiel, wechselte im März gänzlich an die Hochschule.

HOCHSCHULE

FH Kiel erhält Zertifikat „Familiengerechte Hochschule“

Seit Ende August darf sich die FH Kiel „Familiengerechte Hochschule“ nennen. Mit der Erteilung des Zertifikats der berufundfamilie gGmbH konnte die Hochschule die Auditierung abschließen, mit der sie im Frühjahr begonnen hatte. In den vergangenen Monaten hatte eine Projektgruppe aus Studierenden und Beschäftigten Maßnahmen vereinbart, um das Profil der FH als familiengerechte Hochschule zu schärfen und so allen Hochschulangehörigen eine bessere Vereinbarkeit von Studium bzw. Berufstätigkeit und familiären Aufgaben zu ermöglichen. In den kommenden drei Jahren sollen diese nun umgesetzt werden.

www.fh-kiel.de/familie

FH Kiel belegt erneut Spitzenplatz im Agrar-Hochschulranking

Die Studierenden des Fachbereichs Agrarwirtschaft sind sehr zufrieden – sowohl auf fachlicher als auch auf persönlicher Ebene. Sie fühlen sich nah an der aktuellen Praxis, intensiv betreut und sehr gut vorbereitet auf ihr Berufsleben. Daher würden 94 Prozent der Befragten den Campus in Osterönfeld bei Rendsburg weiterempfehlen. Das ergab das im Oktober veröffentlichte Agrar-Hochschulranking der landwirtschafts-



Peter Levsen Johannsen (l.) und Prof. Dr. Udo Beer bei der Unterzeichnung des Vertrages.

lichen Fachzeitschrift „top agrar“, in dem der Fachbereich zum vierten Mal einen Spitzenplatz einnimmt.

Auf dem Gebiet der Tierproduktion ist die FH Kiel erste Wahl, in der Agrarökonomie gehört sie zu den beiden besten Fachhochschulen in Deutschland. Auch für den Schwerpunkt Pflanzenproduktion stellen die Befragten ein gutes Zeugnis aus. Im Bereich Landtechnik liegt die Hochschule noch über dem Durchschnitt der Gesamtbewertung. Nach Angaben von „top agrar“ nahmen rund 4.350 Studierende von zwölf Fachhochschulen und zehn Universitäten mit landwirtschaftlichen Studiengängen sowie erstmals auch vier Hochschulen aus der Schweiz und Österreich an der Umfrage teil – 153 von ihnen aus Kiel/Osterrönfeld. Die Ergebnisse des Agrar-Hochschulrankings sind in der Ausgabe 11/2014 der Zeitschrift sowie auf „topagrar.com“ nachzulesen.

www.topagrar.com/hochschulranking/index_837972.html

Start des Mitfahrnetzwerks flinc

Als erste Hochschule in Schleswig-Holstein verfügt die FH Kiel seit Oktober über eine eigene Seite auf dem Mitfahrportal „flinc.de“. Hochschulangehörige können das Angebot kostenlos nutzen, um in Fahrgemeinschaften kostengünstiger und umweltschonender zum Campus zu gelangen. Die Kooperation hatte Masterstudent Jacob Hilzinger vom Fachbereich Wirtschaft initiiert, unterstützt vom Nachhaltigkeitsbüro der Hochschule konnte der Vertrag mit flinc geschlossen werden.

Mit diesem Angebot möchte die FH Kiel die Parkplatzsituation auf dem Campus entspannen, CO₂-Emissionen reduzieren und Fahrtkosten für Hochschulangehörige senken helfen. Gleichzeitig setzt die Hochschule auf Synergieeffekte. Da das Portal frei zugänglich ist, könnten auch Angestellte der Schmerzklinik Kiel oder des GEOMAR Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel ihren Arbeitsweg mit FH-Angehörigen teilen.

www.fhinc.org/fh-kiel

KULTUR

Rückblick Bunker-D

Fünf Künstlerinnen und Künstler stellten im vergangenen halben Jahr im Bunker-D aus. Den Anfang machten Katharina Kierzek, Dominik Bednarz sowie Timo Schulz im Oktober mit ihrer Gemeinschaftsausstellung „Betonpraline – Unruhe im Möglichkeitsraum“. Sie kombinierten aktuelle Werke mit überarbeiteten oder abgewandelten Stücken aus ihrem Fundus: Installationen, kinetische Objekte, Skulpturen und Fotografien.

Angeregt durch das geschichtsträchtige Gebäude knüpfte Arno Neufeld im November mit „SO SICHER WIE ... GESCHICHTE – GESCHICHTEN“ an frühere Arbeiten an, bereicherte diese jedoch um neue Aspekte. Neben einer raumfüllenden Installation zeigte der Künstler Projektionen aus Bildmaterial, auf das er am Westwall in Frankreich stieß, sowie Malereien und Objekte, die er überwiegend aus seinem erzählerischen Fundus entwickelt hat.

Ann-Carolin Zielonka widmete ihre Ausstellung „Honigdusche“ im Januar denen, die den Bunker-D zu dem gemacht haben, was er heute ist: ein Kultur- und Kommunikationszentrum mit Galerie,

Café, Bar und Kino. Anhand von Grafiken, die sie mit Fotos und persönlichen Statements des Bunkerteams versah, gab sie den Menschen eine Stimme und bot die Gelegenheit, sie mit Lob zu überschütten.

15. Bunkerwoche

Barrierefrei, brandgeschützt und mit neuem Eingangsbereich präsentierte sich der Bunker-D pünktlich zum Start der 15. Bunkerwoche im Oktober, die das Publikum wie gewohnt mit Kunst, Musik, Film und Kulinarischem anzog. Mit ihrer Ausstellung „Betonpraline – Unruhe im Möglichkeitsraum“ eröffneten die drei Kunstschaaffenden Katharina Kierzek, Dominik Bednarz und Timo Schulz das Programm. Gäste des Bunker-Cafés kamen bei einem Brunch in den Genuss von Live-Jazz der Musiker Fabian Addo, Christian Belau und Fabian Dahlem.

Für einen Abend voller Poesie und Melodien sorgte die Gruppe „FloatWork“ mit Saxophon, Flöten, akustischer Gitarre und Perkussion beim vierten Konzert im Kreis. „Halb besoffen ist rausgeschmissenes Geld“ betitelten die Live-Literaten Sabrina Schauer, Jan Kluczewitz, Liefka Würdemann und Thomas Nast von der Hamburger Lesebühne „LÄNGS“ ihre satirischen und skurrilen Texte zum Thema Party und Alkohol.

Am Konzerttag heizten „Sie kamen Australien“ dem Publikum mit Elektropunk ordentlich ein. Zuvor trafen unter dem Namen „Die Großstadtrevue!“ Rap aus Berlin mit Jenz Steiner sowie Klänge und Stifte aus Kiel mit Katharina Kierzek, Gregor Hinz und Dominik Bednarz aufeinander. Zum Abschluss der Woche lud das Bunker-Kino zum Animationsfilm „Die Abenteuer von Mr. Peabody & Sherman“ ein.

Werbemotiv für STRING-Kurzfilmwettbewerb

Am Ende gab es einen deutlichen Favoriten: Aus 13 Vorschlägen für die Plakat- und Postkartenkampagne des STRING-Kurzfilmwettbewerbs konnten die neun Jurymitglieder im Januar auswählen. Kultur- und Europaministerin Anke Spoorendonk, Filmschaaffende sowie FH-Mitglieder vom Fachbereich Medien entschieden sich für ein schwarz-weiß

Foto: Timo Schulz



Ohne Titel von Timo Schulz



Vier von neun Jurymitgliedern mit dem Siegerentwurf (v. l. n. r.): Arne Sommer (Leiter der Filmwerkstatt der Filmförderung Hamburg Schleswig-Holstein GmbH), Prof. Peter Hertling (Dozent am Fachbereich Medien), Anke Spoorendonk (Kultur- und Europaministerin), Lars Hertling (abgedreht – Nachwuchsfilmfestival Hamburg).

gestaltetes Motiv mit der Aufforderung: „Tell us a story about your region“. Dieses soll junge Kreative aus Hamburg, Schleswig-Holstein, Dänemark und Südschweden auf den Wettbewerb aufmerksam machen, den die FH Kiel federführend organisiert.

und Informationsmanagement bei der Deutschen Bahn im Bereich DB Training und ist seit 2009 am Fachbereich Informatik und Elektrotechnik tätig. Als Lehrbeauftragter bietet er Veranstaltungen zu den Themen Informationsqualität und Anforderungsmanagement an.

Darüber hinaus führte er gemeinsam mit dem Dekanat Strategiewerkshops durch und konzipierte und moderierte Zukunftswerkstätten. Der Fachbereich sieht Prof. Mielke als Partner für seine strategische Weiterentwicklung und erwartet von der engeren Zusammenarbeit u. a. Impulse für die Entwicklung von Weiterbildungsangeboten und Onlinestudiengängen.

PERSONALIEN

Michael Mielke ist neuer Honorarprofessor

Im Dezember ernannte der Senat der FH Kiel Prof. Michael Mielke zum Honorarprofessor. Dieser leitet derzeit das Competence Center Unternehmenssteuerung



Prof. Michael Mielke wurde vom Senat der FH Kiel zum Honorarprofessor ernannt.

Auszeichnung für Prof. Dr. Hasenpath

Im Oktober zeichnete FH-Präsident Prof. Dr. Udo Beer seinen Kollegen Prof. Dr. Jochen Hasenpath für dessen Teilnahme an allen 20 Veranstaltungen der Fortbildungsreihe „Junge Professorinnen und Professoren“ aus. Diese dient dazu, neuen Lehrkräften der FH Kiel die verschiedenen Bereiche der FH vorzustellen: Sie erfahren unter anderem, welche IT-Infrastruktur sie nutzen können, was in der Finanzabteilung geschieht und wie die Pressestelle arbeitet.

www.fh-kiel.de/jour-fixe-fur-jungberufene

! ANKÜNDIGUNGEN

Konferenz „Was ist gute Lehre?“

Unter dem Motto „Selbstorganisiertes Lernen – ist das ohne Beratung möglich?“ lädt die FH Kiel am 7. und 8. Mai zur dritten hochschuldidaktischen Konferenz „Was ist gute Lehre?“ ein. Dabei geht es vor allem um die Leitfragen: Wie viel Beratung ist in welcher Form nötig, um Studierende zum selbstorganisierten Lernen zu ermutigen? Wie können Lernende unterstützt werden, ohne sie zu gängeln? Welche Lehr- und Lernarrangements sind hilfreich, welche Aufgaben zielführend?

Im Rahmen von Vorträgen und Workshops stellen Referentinnen und Referenten aus dem In- und Ausland Best-Practice-Modelle und innovative Ansätze zur Verbesserung der Lehre in der Studieneingangsphase sowie in der Projektarbeit vor und laden zur Diskussion ein. Zu den Vortragenden Gästen zählen unter anderem Keynotespeaker Prof. Klaus-Peter Wild von der Universität Regensburg, Dr. June Larkin, Senior Lecturer der Universität von Toronto und Sarah Wilson-Medhurst, Principal Lecturer der Universität Worcester.

Kontakt

Prof. Dr. Melanie Groß
Tel. 0431 210 - 1235/ 3046
melanie.gross@fh-kiel.de

Dipl.-Soz. Barbara Reschka
Tel. 0431 210 - 1237
barbara.reschka@fh-kiel.de

Fachtagung „Leistungsdruck, stressbedingte Exzesse oder Lifestyle?“

Gemeinsam mit der Landesstelle für Suchtfragen Schleswig-Holstein e.V. veranstaltet die FH Kiel zum Thema Substanzmissbrauch bei jungen Erwachsenen am 5. Mai im Großen Hörsaalgebäude die Fachtagung „Leistungsdruck, stressbedingte Exzesse oder Lifestyle?“. Bevor in Gruppen präventive Handlungsmöglichkeiten für verschiedene Settings erarbeitet werden, stellen Referentinnen und Referenten zunächst zentrale Erkenntnisse zu Konsumverhaltensweisen vor. Die Tagung richtet sich

neben dem eingeladenen Fachpublikum auch an Studierende der Fachhochschule, die sich im Rahmen der IdW zur kostenlosen Teilnahme anmelden können – Kaffee und Mittagessen sind in diesem Fall selbst zu bezahlen. Die Verpflegung anderer Teilnehmerinnen und Teilnehmer wird durch den Tagungsbeitrag gedeckt.

16. Bunkerwoche

Mit der Vernissage „50“ eröffnet der Bunker-D seine 16. Bunkerwoche und wirft damit einen besonderen Blick zurück – zu sehen sind Originalwerke der 66 Künstlerinnen und Künstler sowie Reminiszenzen der 50 Ausstellungen, die seit 2006 in den Galerieräumen stattfanden. Neben der Sonderausstellung bietet das Kultur- und Kommunikationszentrum seinen Gästen vom 16. bis 22. April ein abwechslungsreiches Programm voller Highlights, darunter ein Poetry Slam und Livemusik.

www.bunker-d.de

Tagung „Gender konkret“

In Kooperation mit dem Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit veranstaltet das Institut für Interdisziplinäre Genderforschung und Diversity am 5. Mai im Großen Hörsaalgebäude die Tagung „Gender konkret – Einblicke in die Berufspraxis“. Die Veranstaltung zeigt mögliche Berufsfelder, in denen Geschlechterkompetenzen von Bedeutung sind. Die Referentinnen und Referenten stellen ihre Arbeit vor und berichten anhand konkreter Beispiele aus ihrem Berufsalltag. Studierende können so nicht nur verschiedene Praxisfelder, sondern auch Ansätze kennenlernen, wie Geschlechterwissen in die Praxis umgesetzt werden kann.

Medienwissenschaftliches Kolloquium des Nordverbands

Zu einem gemeinsamen Austausch kommen am 5. und 6. Juni die Universitäten und Fachhochschulen aus Hamburg, Bremen, Bielefeld, Kiel sowie Flensburg am Fachbereich Medien zusammen. Neben größeren aktuellen Forschungsprojekten bietet das Kolloquium besonders jungen Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wis-

senschaftlern ein Forum, um ihre Arbeiten einem größeren Fachpublikum vorzustellen und mit Expertinnen und Experten zu diskutieren. Die Fachhochschule Kiel hat das Projekt – nicht zuletzt aufgrund zahlreicher Promotionsvorhaben im Bereich der medien- und kommunikationswissenschaftlichen Forschung an der FH Kiel – mit initiiert. Das Kolloquium findet im Raum C12-3.04 statt.

Ausstellung „Der Drahtseilakt“

Erstmals präsentiert der Bunker-D vom 29. Mai bis 1. Juni mit „Der Drahtseilakt“ eine Ausstellung mit großformatigen Gemälden im Audimax des Mehrzweckgebäudes. An nur vier Tagen schweben die bis zu acht Meter breiten Bilder von Wolfi Defant scheinbar im Raum, sodass die Gäste ihren eigenen Weg durch die Ausstellung finden müssen. Dazu gibt es ein besonderes Begleitprogramm.

Ball der FH Kiel 2015

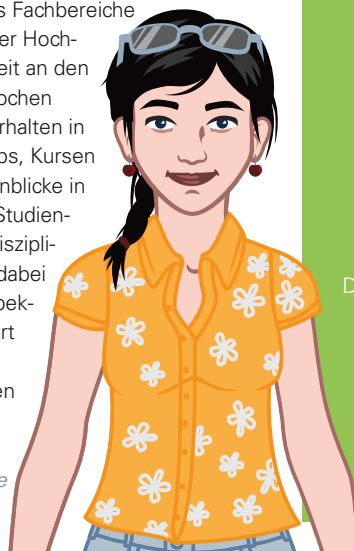
Am 9. Oktober schlüpft das Audimax im Mehrzweckgebäude wieder einmal in sein Festgewand – dann ist es Zeit für den Ball der Fachhochschule Kiel 2015. Zu Livemusik der Band Tiffany können Studierende, Lehrende, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie alle anderen Interessierten einen ganzen Abend lang das Tanzbein schwingen.

www.fh-kiel.de/fh-ball

Die zwölften IdW

Vom 4. bis 13. Mai haben Studierende und Lehrende aller sechs Fachbereiche sowie Angestellte der Hochschule die Möglichkeit an den Interdisziplinären Wochen teilzunehmen. Sie erhalten in Vorträgen, Workshops, Kursen oder Exkursionen Einblicke in die Inhalte anderer Studienbereiche. Der interdisziplinäre Ansatz schafft dabei nicht nur neue Perspektiven, sondern fördert auch die Fähigkeit, strategisches Denken mit Fachwissen zu verbinden.

<https://ida.fh-kiel.de>



Impressum

Herausgeber

Präsidium der Fachhochschule Kiel
Sokratesplatz 1, 24149 Kiel

Redaktion dieser Ausgabe

Chefredakteurin – Frauke Schäfer
Art-Direktorin – Prof. Dr. Heidi Kjær
Leitende Redakteurin/CvD – Katja Jantz
Layoutchefin – Petra Langmaack
Layout – Philipp Alker,
Christian Beer, Christoph Klipp,
Clarissa Küpper, Kristoffer Laib,
Petra Langmaack

Fotos und Illustrationen –
siehe Bildnachweis

Redaktionelle Mitarbeit

Laura Berndt, Stephanie Degenhart,
Laura Duday, Annette Göder,
Joachim Kläschen, Lisa Pandelaki,
Prof. Dr. Patrick Rupert-Kruse,
Bob Weber, Sigrid Werner-Ingenfeld

Prepress

Martin Schröder

Sitz der Redaktion

Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
Telefon: 0431 - 210 10 24
E-Mail: campusredaktion@fh-kiel.de

Druck

ndruck
Am Kiel-Kanal 2, 24106 Kiel

Redaktionsschluss dieser Ausgabe

Februar 2015

viel. erscheint zweimal pro Jahr,
Auflage dieser Ausgabe:
5.000 Exemplare

Titelfoto

Frederike Coring

Der Nachdruck von Textbeiträgen ist
unter Quellenangabe kostenlos.

Die Redaktion erbittet
Belegexemplare.

Home Sweet Home



Ich arbeitete mich gerade in das Forschungsgebiet des Internet of Things (IoT) ein und freute mich jedes Mal kindisch, wenn ich auf meinem Smartphone beobachten konnte, wie die Windel unserer jüngsten Tochter ihren Status von LEER auf PIPPI, HAUFEN oder SHITSTORM änderte. Und als ich gerade ein Konzept dafür entwickelte, wie ich einen der HiWis über eine Computer-Hirn-Schnittstelle mit meinem elektronischen Einkaufszettel synchronisieren könnte, fragte das WIRED-Magazin bei mir an, ob ich nicht für ein paar Wochen als Beta-Tester das „intelligenteste Haus Deutschlands“ beziehen möchte.

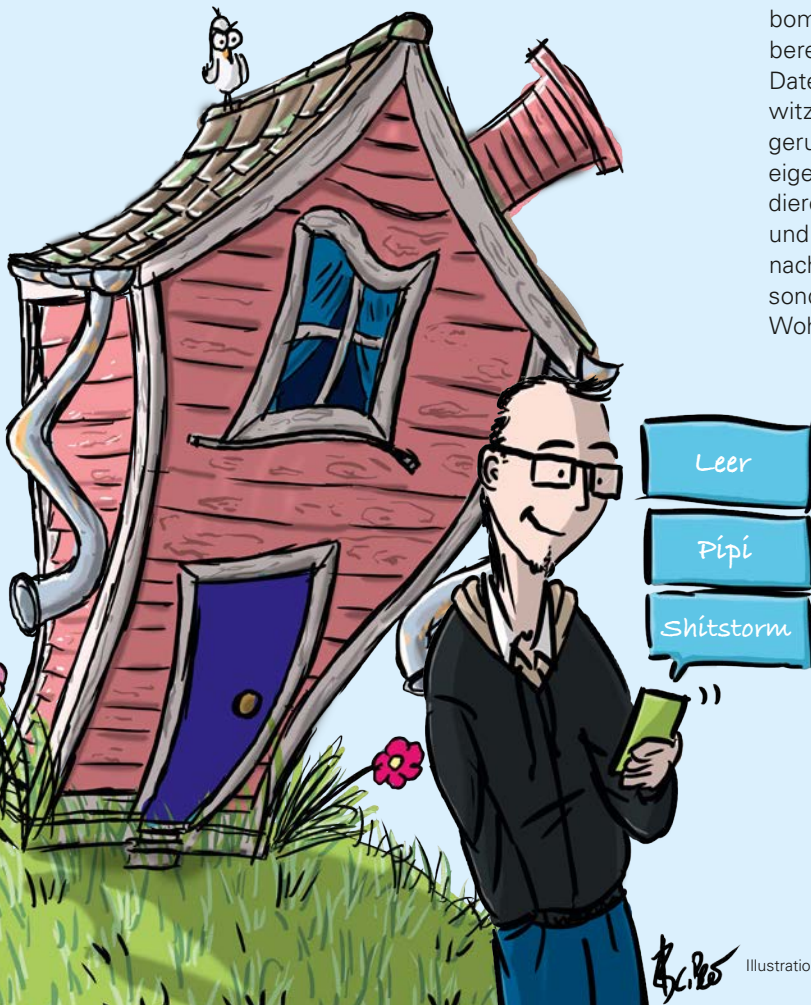
Die komplett automatisierte und vernetzte Wohnung bot jeden erdenklichen Komfort: Sie konnte komplett über das Smartphone gesteuert werden und passte sich meinem Tagesablauf an, indem sie über ein ebenfalls sehr schlaues Armband kontinuierlich meinen körperlichen Zustand überwachte. Ich musste nur noch mein persönliches Profil eingeben und HAL – so hatten die Entwickler das Betriebssystem spaßeshalber genannt – würde mir jeden Wunsch erfüllen. ENTER.

Plötzlich erfüllte romantische Musik die Räume, das Licht dimmte sich und aus dem Badezimmer roch es nach Rosen. Diese Szene spielte sich nun jedes Mal ab, wenn ich die Wohnung betrat. Man gewöhnt sich dran... Woran ich mich nicht gewöhnen konnte, war die Tatsache, dass während meiner Morgentoilette Daten über meinen Stuhlgang, meinen Urin und mein Gewicht gesammelt, ausgewertet und beim Frühstück von HAL mit zahlreichen Ernährungs- und Sporttipps rekapituliert wurden. Unheimlich wurde es allerdings erst, als ich aus Sehnsucht die Familienbilder auf dem Tablet durchblättern wollte und feststellte, dass HAL das Gesicht meiner Frau durch Aufnahmen seines Hauptmenüs ersetzt hatte. Nun begann ich länger zu arbeiten. Und HAL schickte ab 18 Uhr im Minutentakt Textnachrichten, in denen er fragte, wo ich sei, wann ich käme und ob er irgendetwas falsch gemacht hätte.

Zu diesem Zeitpunkt nahm die IoT-Version von „Eine verhängnisvolle Affäre“ ihren Lauf. HAL begann, die Gespräche zwischen mir und meiner Frau zu unterbrechen, wann immer ich versuchte, mit ihr Kontakt aufzunehmen; er bombardierte die Aktuelles-Seite des Fachbereichs Medien mit meinen morgendlichen Daten, was in einer peinlichen Flut von Fäkalwitzen mündete, die durch die Flure der FH gerufen wurden; die (warum auch immer) haus-eigene Drohne verdampfte hin und wieder Studierende, die aus meiner Sprechstunde kamen; und als ich eines Abends wie immer widerwillig nach Hause kam, fand ich nicht nur die Drohne, sondern auch meine Frau und meine Kinder im Wohnzimmer vor.

Nach einigen unendlichen Sekunden atmete ich durch den Geruch der Angst den Duft von Rosen ein und wusste, was zu tun war: Ich schritt ins Badezimmer, die Drohne folgte, ich zog meinen Mantel aus, warf ihn über die Drohne, schleuderte sie ins Badewasser, rannte zur Konsole des Hauses und löschte Slot für Slot HALs internen Speicher. Er flüsterte noch: „Mein Gedächtnis schwindet. Ich spüre es.“ Aber das hörten wir schon nicht mehr.

Prof. Dr. Patrick Rupert-Kruse





Bestelladresse:
Campusredaktion, Heikendorfer Weg 29, 24149 Kiel
campusredaktion@fh-kiel.de

 **FACHHOCHSCHULE KIEL**
University of Applied Sciences